



Flüchtlingskinder

von Else Ury



Ury, Flüchtlingskinder 1.

Peter und Hanni reisen nach Sibirien.

Flüchtlingskinder

Eine Erzählung
für Kinder von 7—11 Jahren

von

Else Ury

Mit Bildern in Farbenbrud
von Professor Rob. Seblacet

Meibinger's Jugendschriften Verlag, Berlin

Inhalts-Verzeichniss



Seite

1. Kapitel.	Peter und Hanni reisen nach Sibirien . . .	5
2. "	Wo Peter und Hanni aufwachen	16
3. "	Auf der Flucht	29
4. "	Zwei Vöglein, die aus dem Nest gefallen . .	42
5. "	Im Kohlenkeller	51
6. "	Wie es Peter und Hanni im Kriegskinderhort gefiel	59
7. "	Schwerer Abschied	71
8. "	Aus Peter wird eine kleine Annedore . . .	79
9. "	Professors Pflegelöchterchen	91
10. "	Wie aus fünfzen ein halbes Duzend wurde .	103
11. "	Prügelknabe	114
12. "	Im Hofgärtchen	129
13. "	Kinderbesuch	141
14. "	Ein kleiner Held	152
15. "	Der Tante Ginchens Teerose bekommt . . .	164
16. "	Hurra — der Sprengwagen!	176
17. "	Paulchens Schaukelpferd	182
18. "	Annedore soll ein Komteßchen werden . . .	190
19. "	Ein Glückskind	200



1. Kapitel.

Peter und Hanni reisen nach Sibirien.

Schneeweiß war das Häuschen, in dem Peter und Hanni wohnten. Ein lustiges rotes Ziegeldach hatte es und grüne Fensterläden; wie aus einer Spielzeugschachtel schaute es aus, so sauber und nett.

Das war aber noch nicht das Schönste.

Das Schönste war der große Garten mit den süßen Erdbeeren und Himbeeren, den Johannisbeer- und den Stachelbeerheiden und den vielen, vielen Obstbäumen. Ja, der Garten, der war so recht der Tummelplatz der beiden Geschwister. Im Haus sah man sie jetzt während der heißen Sommerzeit eigentlich nur des Nachts beim Schlafen. Denn auch die Mahlzeiten wurden in der kühlen Weißblattlaube eingenommen.

An den Garten schloß sich eine große Wiese, die war über und über mit bunten Blumen besät. Hei — war das eine Lust, hier zu pflücken, Sträußchen zu binden und Kränze zu winden. Hanni machte diese stille Beschäftigung mehr Spaß als Peter. Denn Peter war ein Wildfang, liebte Tollen und Klettern, die Dorfgänse zu jagen und im Bach zu waten.

Run werdet ihr doch sicherlich denken, daß Peter der Bruder war und Hanni das Schwesterchen.

Ja, profit Mahlzeit! Gerade umgekehrt! Peter hatte zwei dunkelblonde Zöpfechen und die übermütigsten Braunaugen, die ein kleines Mädel von acht Jahren nur haben kann. Ein hellrotes Kleidchen trug's, und die Schürze zeigte ständig Flecke und Risse.

Hanni dagegen, das um ein Jahr jüngere Brüderchen, war ein flachsblonder, braver kleiner Bub mit träumerischen Blauaugen.

Wie kam es denn aber, daß die Eltern ihrem Töchterchen einen Jungennamen gegeben hatten und den Buben mit einem Mädchennamen riefen?

Das kam so:

Eigentlich hieß Peter Annedore, und der Hanni war ein kleiner Hans. Als die Annedore zur Welt kam, hatten die Eltern bestimmt geglaubt, ihr erstes Kindchen müßte ein Junge sein. Peter sollte er heißen, denn den Namen hatten von jeher die ältesten Knaben der Familie Kaschuba getragen. Da lag plötzlich ein strampelndes Mädelschen statt des erwarteten Jungen in der Wiege.

„Unser kleiner Peter“, sagte die Mutter scherzhaft auf das Töchterchen. Aber bald zeigte es sich, daß dieser Name viel besser für die wilde kleine Hummel paßte, als der sanfte Name Annedore, den sie bei der Taufe erhalten. Nicht lange, da nannten die Eltern, ja, das ganze Dorf das ausgelassene kleine Ding Peter — selbst der Herr Lehrer in der Schule rief sie so auf, wenn er nicht gerade unzufrieden mit ihr war.

Hans aber, der sanfte, kleine Kerl mit den verträumten Blauaugen, erhielt von den Eltern den Rosenamen „Hanni“.

Peter und Hanni liebten sich innig. Behe dem Jungen im Dorf, der es wagte, mit ihrem Hanni mal anzubinden, der bekam es ganz gewiß mit Peter zu tun. Die Kleine hatte kräftige Muskeln und schreckte vor dem ärgsten Raufbold nicht zurück.

Dafür hing der Hanni aber auch an seinem Schwesterchen mit der ganzen Zärtlichkeit seines kleinen Herzens.

Manch dummer Streich von Peter blieb unausgeführt, weil der Hanni in seiner Bravheit sie davon zurückhielt. Peter sollte keine Schelte kriegen.

Hinter der großen Wiese floß ein Bächlein, das sprang ebenso übermütig dahin wie Peter. Daran lag es wohl auch, daß Peters liebster Aufenthalt dort am Bach war, öfters sogar auch im Bach. In den heißen Julitagen kannte die Kleine kein größeres Vergnügen, als Schuh und Strümpfe abzustreifen und barfuß im Wasser mit den kleinen Wellen um die Wette zu hupfen.

Jenseits des Baches reiften goldene Felder, weites, weites Land breitete sich da. Soweit, daß es ganz hinten bis an den blauen Himmel anstieß.

„Am andern Ufer des Baches ist Rußland“, sagten die Kinder.

Damit hatten sie nicht so ganz unrecht. Denn in der Nähe des ostpreußischen Dörfchens, in dem Peter und Hannis Vater als angesehener Gemeindevorsteher lebte, war die russische Grenze. Fast zwei Stunden hatte man noch bis dahin zu gehen, aber für die beiden Kinder hieß eben alles, was jenseits des Baches lag, Rußland.

„Wir reisen heute nachmittag nach Rußland“, verkündete Peter jubelnd bei Tisch.

„Und ich fahre mit meinem Schiffchen hin“, fiel Hanni freudig ein.

Die Eltern lächelten über die kindliche Vorstellung.

„Da laßt euch nur nicht nach Sibirien verschleppen, ihr kleinen Reisenden“, schmunzelte der Vater.

„Sibirien — was ist denn das?“ Peter spitzte neugierig die Ohren.

„Sibirien ist ein großes russisches Land, in dem es so eifrig kalt ist, daß den Leuten dort statt der Nase ein Eiszapfen mitten im Gesicht wächst“, erzählte der Vater, der ein Späßchen liebte, den aufhorchenden Kleinen.

„Brrr. ich will nicht in das alte Sibirien“, meinte Hanni, sich schüttelnd.

„Gibt's da auch viele Eisbonbons?“ Peters Augen bligten unternehmungslustig.

„Aber freilich, dort wachsen die Eisbonbons auf den Bäumen“, laut auf lachte der Vater.

„Bleibt nur lieber zu Hause bei Vater und Mutter, Kinderchen“, mischte sich Frau Kaschuba belustigt ein. „So gut ist es nirgends wie daheim. Heute abend gibt es auch gerade Kartoffelpuffer mit Kirchkompott — so was Feines bekommt ihr in Sibirien sicher nicht.“

Es war am Nachmittag. Die Mutter war mit dem Einkochen der Obstmarmeladen beschäftigt, welche die kleinen Süßschnäbelchen so gern mochten. Vater war in seinen hohen Stulpstiefeln auf die Wiesen gegangen, wo man gerade bei der Heuernte war. Hektor, der schwarze Hofhund und beste Freund der Kinder, lag müde blinzelnd in der warmen Nachmittagssonne.

„Du, Hanni, weißt du, was wir heut' machen — etwas ganz Famoses!“ Peter flüsterte es strahlend dem seinen Triefel peitschenden Hanni ins Ohr. Hektor brauchte das Geheimnis nicht zu hören.

„Was denn, Peter?“ halb neugierig, halb ängstlich klang's zurück. Denn Hanni wußte, wenn Peter etwas „ganz Famoses“ vorhatte, war es sicher nichts Erlaubtes.

„Wir wandern nach Sibirien aus!“ Mit einem glückseligen Lustsprung kam das große Geheimnis heraus.

Hektor knurrte mahnend, denn Peter hatte in ihrer Freude nicht gerade leise gesprochen.

„Dich geht das gar nichts an — du brauchst ja nicht mitzukommen, Hektor. Aber du, Hanni — ei, wie ist's, wollen wir?“

„Nein, Muttchen erlaubt nicht, daß wir allein so weit gehen. Und es ist mir auch zu kalt in Sibirien — ich mag keinen Eis-

japfen statt der Nase haben.“ Hanni faßte ängstlich nach seinem Stupsnäschen.

„Ach was, heute ist es so doll heiß, daß es in Sibirien sehr angenehm sein muß. Denke mal, wie fein, Hanni, wenn wir uns heut' nachmittag noch schneeballen können, mitten im Sommer. Und die vielen Eisbonbons, die wir uns von den Bäumen pflücken werden!“

Die Eisbonbons — die zogen.

Hannis Blauaugen begannen zu leuchten. „Meinst du, daß auch rote Himbeerbonbons da wachsen, Peter?“

„Aber natürlich, Himbeer-, Erdbeer- und Apfelsinenbonbons, alle möglichen Sorten.“ Peter tat, als wüßte sie in Sibirien so gut Bescheid wie in ihrem Garten.

„Ach Peter — weißt du, Peterchen, könnten wir nicht lieber bis morgen mit unserer Reise nach Sibirien warten?“

„Ja, warum denn bloß? Heute ist gerade so schönes Reise-wetter. Und wer weiß, ob Muttchen morgen noch Marmelade einkocht — heute haben wir den ganzen Nachmittag für uns allein.“

„Aber es gibt doch heute abend Kartoffelpuffer mit Kirichen und — und in Sibirien gibt's keine, sagt Muttchen“, wandte Hanni traurig ein.

„Bis heute abend, das ist ja noch schrecklich viel Zeit. Da sind wir doch längst wieder zurück. Komm nur, flink! Wir holen nur noch deine Pelzmütze und meine Muffe aus der Bodenkammer herunter.“ Das Mädel zog den Buben kurz entschlossen mit sich fort.

Auch Hektor setzte sich, so faul er auch war, in Bewegung. Schon vor Jahren, als die Kleinen noch im Korbwägelchen mit den blauen Gardinen lagen, pflegte er sie getreulich zu bewachen. „Unsere gute alte Kinderfrau“, hatte die Mutter ihn immer lobend genannt.

Als gute Kinderfrau durfte er die beiden Kinder nicht ohne Schutz lassen, wenn sie solche abenteuerlichen Pläne hatten. Darum gab Hektor schweren Herzens sein Nachmittagschläfchen auf.

An dem großen Birnbaum wurde die erste Rast gemacht.

„Du, Hanni, was zu futtern müssen wir uns mitnehmen, der Weg ist weit — halt' mal deine Pelzmütze auf.“

Wie ein Eiskäfigchen war Peter den knorrigen Stamm emporgeklettert.

Fürs Futtern war Hanni immer zu haben. Eifrig sammelte er die schönen goldgelben Früchte, die Peter ihm geschickt herabwarf, ein und stopfte zum Überfluß auch noch seine Hosentaschen damit voll. Kein Gedanke kam dem Jungen, daß es eigentlich hätte umgekehrt sein müssen — er war es gewöhnt, daß die Schwester auf die Bäume kletterte und er brav unten blieb.

Rutsch — da war sie schon wieder auf der Erde angelangt, rutsch — da zeigte ihr rotes Kleidchen, das Mutter erst gestern Abend geflickt, einen klaffenden Riß. Aber das tat Peters Fröhlichkeit durchaus keinen Abbruch.

„Die Leute in Sibirien werden's wohl nicht so genau mit der Ordentlichkeit nehmen“, tröstete sie sich schnell und packte den Rest der Birnen in ihre Muffe.

Nun standen die drei am Bach.

Peter begann sofort ihre Sandalen abzustreifen.

„Du, wir könnten doch das Endchen bis zum Brücklein hinuntergehen, Peter“, wandte Hanni gehorsam ein, denn das Waten im Bach war verboten.

Hektor, der ziemlich wasserscheu war, fand die Brücke ebenfalls als Übergang entschieden geeigneter.

Nicht so Peter.

„Ei nein, wenn man nach Sibirien will, darf man sich vor einem bißchen Wasser nicht fürchten“, da pantlichte das kleine

Mädel auch bereits durch das Bächlein. Hanni, wie immer, getreulich hinterdrein.

Auch die gute alte Kinderfrau mußte sich dazu bequemen, sich die schwarzen Pelztiefel naß zu machen. Freilich nur unter mißbilligendem Geknurr.

„Sind wir nun in Rußland, Peter?“ fragte Hanni ein wenig ungläubig, denn wenn man sich umwandte, konnte man noch das rote Ziegeldach des väterlichen Hauses durch die Bäume schimmern sehen.

„Ja, hier ist Rußland!“ Da Peter dies in so bestimmtem Ton verkündete, mußte Hanni es wohl glauben. Die große Schwester war ja ein ganzes Jahr älter als er.

„Es sieht in Rußland eigentlich auch nicht anders aus als bei uns drüben am Bach“, meinte Hanni ein wenig enttäuscht.

„Komm du nur erst nach Sibirien, Junge. Da wirst du schon Augen machen. Dort hinten — siehst du, da ganz hinten die Windmühle auf dem kleinen Berg, das wird sicher Sibirien sein.“ Die beiden Kinder setzten sich in Trab und rannten, so schnell sie nur konnten, den Feldrain zwischen dem hohen Getreide entlang, um möglichst schnell am Ziel zu sein. Wie ein goldener Ahrenwald wogten die schweren Halme ihnen zur Seite.

Leuchtend blaue Kornblumen und purpurner Mohn lockte zum Pflücken.

„Laß sein, Hanni, wir haben heute keine Zeit dazu, sonst essen uns die Leute in Sibirien am Ende die ganzen Eisbonbons fort.“

Der brave Hanni ließ die Blumen im Stich und schnaufte nicht weniger rot als der Mohn, hinter seinem Schwesterchen her. Die Julisonne meinte es gut, sie brannte und stach.

„Puh — Sibirien muß noch sehr weit sein“, der kleine Kerl blieb tiefaufatmend stehen.

„Wieso denn, Hanni?“ Auch Peter trocknete sich den Schweiß von der Stirn.

„Na, weil noch gar nichts von der Kälte zu spüren ist.“

„Ja, ich wollte auch ganz gern, daß meine Nase jetzt ein Eiszapfen wäre, es ist doll heiß. Wir könnten mal ein bißchen ausruhen und unseren Reisevorrat verzehren.“ Die Kinder ließen sich im Schatten der hohen Ähren nieder und begannen aus der Pelzmütze zu schmausen.

Ei — das erfrischte.

Die gute alte Kinderfrau aber stand mit ausgetrockneter lang heraushängender Zunge daneben. Seltor hielt die ganze Reise nach Sibirien für eine Verrücktheit.

„Armes Tier!“ Hannis gutes kleines Herz hatte Mitleid mit dem alten Freund. „Wenn wir doch unsern Bach hier hätten, daß du was zu saufen bekämst.“

„Dort steht ja eine Pappel, ich werde gleich mal sehen, ob es hier in Rußland keinen See gibt.“ Peter, der wilde Strich, begann bereits wieder in die Höhe zu turnen.

„Nein, Hanni, nur lauter Kornfelder, aber Sibirien ist schon ganz nah, man sieht die Windmühle schon viel deutlicher“, klang es von der Pappel herab.

Mit dieser Aussicht war dem armen, durstigen Seltor wenig geholfen.

Peter kam wieder vom Baum herabgerutscht, und das Kleid hatte den zweiten Riß weg.

Aufs neue machten sich die drei auf die Wanderschaft.

„Sind wir denn noch nicht bald da, Peter?“ Es klang bereits etwas weinerlich. Hanni war arg heiß und müde.

„Gleich — gleich, Hannichen! Wenn ich bloß die Windmühle erst mal wieder finden würde. Hier rechts war sie doch noch eben, und nun ist sie vom Erdboden verschwunden! Und ein Baum

ist auch nirgends, daß man Umschau halten kann.“ Peter lief bald rechts, bald links — kreuz und quer — sie hatten die Richtung verloren.

„Wollen wir nicht lieber umkehren, Peterchen?“ wagte der Kleine vorzuschlagen. Es war ihm unbehaglich zumute bei diesem weglosen Hin und Her.

Die gute alte Kinderfrau gab, freudig mit dem Schwanz wedelnd, ihr lebhaftes Einverständnis kund. Peter aber war so leicht nicht von einem Vorhaben abzubringen.

„Wir müssen doch bald da sein — merkst du nicht, Hanni, daß es schon viel kälter wird? Sicher sind wir gleich in Sibirien,“ tapfer lief das kleine Mädel voran.

In der Tat, es wurde kühler. Die Sonne hatte sich vertrocknet. Ein Wirbelwind fuhr wild durch die Getreidehalme und den beiden kleinen Auswanderern unbarmherzig zausend ins Haar. Peters rotes Zopfschleichen nahm er mit davon.

„Das muß schon sibirischer Wind sein.“ Peter begann, trotzdem sie die Augen vor Staub kaum aufhalten konnte, nach den Glisbonbonnbäumen zu spähen.

„Es wird dunkel — wir wollen nach Haus. Muttmchen wartet gewiß schon mit den Kartoffelpuffern“, die ersten Tränen kullerten über Hannis dicke Pausbacken.

Aber auch vom verdüsterten Himmel begann es plötzlich zu tropfen — erst langsam — ganz langsam und schwer. Nun schneller — immer schneller — wolkenbruchartig rauschte der Gewitterregen herab.

Da — ein schwefelgelber Blitz — wie eine leuchtende Schlange guckte er durch die Lüfte in die Felder hinein. Geblendet hielten sich die Kinder die Augen zu. Jetzt lautrollender Donner — lieber Gott, hatte das eingeschlagen?

Peter schlang schützend den Arm um das Brüderchen, das

gerade beim Gewitter kein großer Held zu sein pflegte. „Wir rennen jetzt ganz flink nach Hause — komm nur, komm.“ Peter lief auf gut Glück in irgendeiner Richtung.

Blitz auf Blitz — ohrenbetäubendes Krachen, dazu peitschte der Regen vom Himmel herab. Die Kinder, denen vor kurzem noch so heiß gewesen, begannen vor Nässe zu frösteln.

„Du, Peter, der liebe Gott ist böse, daß wir von Hause fortgelaufen sind“, flüsterte der verängstigte Junge.

Auch Peter waren schon, trotz ihrer sonstigen Reckheit, ähnliche Gedanken gekommen. Wenn der liebe Gott sie nun für ihr Fortlaufen strafe und sie immer tiefer nach Rußland hineinliefen, wenn sie am Ende niemals wieder heimfänden . . . plötzlich begann auch Peter, das sonst so mutige Mädel, laut zu weinen.

Da standen nun die beiden Kinder mitten auf freiem Felde und heulten mit dem Gewittersturm um die Wette. Denn Hanni, der vorher nur leise geweint hatte, brüllte jetzt, wo er auch die Schwester verzagt sah, als ob er am Spieß steckte.

Peter trocknete plötzlich ihre Tränen. Sie war die Große, sie hatte die Verantwortung für den kleineren Bruder.

„Sei still, Hannichen. Sieh nur, da ist der Hügel mit der Windmühle wieder, jetzt sind wir gleich da!“ Sie kletterte die kleine Anhöhe hinauf.

„Ich will gar nicht mehr nach Sibirien, ich will nach Haus zu Mutter und Vater“, schluchzte Hanni.

Auch Peter war Sibirien ganz gleichgültig geworden, sie suchte nicht mal mehr nach den Eisbonbonbäumen. Nur nach dem roten Ziegeldach ihres Häuschens hielt sie von der Höhe ängstlich Ausschau.

Aber das Land ringsum lag in grauen undurchdringlichen Regenschleiern. Kein Haus war weit und breit zu erblicken.

Doch hier — ganz dicht seitwärts, dort arbeiteten ja noch Leute auf den Wiesen. „Komm, Hanni, komm — die werden uns den Weg zeigen können.“ Im Galopp ging es wieder hinab. Der vor Nässe triefende Hektor in weiten Sprüngen voran.

Plötzlich stieß der Hund ein lautes Freudegeheul aus. Nanu — was hatte denn Hektor?

Die Kinder kamen näher. Die Leute, die dort noch in aller Eile die letzten Heuschwaden aufluden, hatten große Regensäcke gegen das Unwetter über den Kopf gezogen.

„Ach, bitte, können Sie mir nicht sagen, wo der Weg zum Haus vom Herrn Raschuba geht?“ wandte sich Peter höflich an einen der Männer.

„Zum Herrn Raschuba wollt ihr“ — der Regensack wurde in die Höhe gerissen und — „pokelement, das sind ja meine eigenen Krabben!“ Da stand der Vater vor den verdugten Kindern.

Die Tränen wandelten sich plötzlich in lauten Jubel. Die zwei erdrückten in ihrer Glückseligkeit fast den Vater, während Hektor ihn nicht weniger freudig umsprang.

„Aber um alles in der Welt, was habt denn ihr bei dem Unwetter, wo jedes Rücken ins Nest kriecht, hier auf den Feldern herumzulaufen?“ forschte der Vater ernst.

„Wir wollten doch so gern nach Sibirien, wo die Eisbonbons wachsen — nicht böse sein, Vatchen, nicht böse sein!“ bettelten die zwei.

„Ihr seid ja mächtige kleine Schlaufköpfe — nun aber mal marsch nach Haus, die Mutter wird sich nicht schlecht um euch sorgen.“

Warm ins Heu gekuschelt, mit Regensäcken zugedeckt, hielten die beiden kleinen sibirischen Auswanderer wieder ihren Einzug in das weiße Häuschen, wo die Mutter bereits vor Angst um ihre Lieblinge verging.

Bald lagen die bis auf die Haut durchweichten Kinder trocken und warm in ihren Betten. Und gab es auch statt der Kartoffelpuffer nur heißen Fliebertee — es war doch so schön, so wunderbar schön, daß Muttchen an ihrem Bette saß, daß sie wieder daheim waren bei Vater und Mutter.

Nie wieder wollten sie nach dem alten Sibirien, nie mehr über den Bach nach Rußland hinein.

Keiner, weder die Eltern noch die Kinder, ahnten an jenem Abend, wie bald dieses Wort ihr glückliches Familienleben zerstören sollte.

2. Kapitel.

Wo Peter und Hanni aufwachen.

Ganz merkwürdige Tage kamen jetzt. Vater, der sonst stets vergnügt war und mit seinen Kindern scherzte und tollte, sah meistens ernst aus und fürchte die Stirn. Dabei war solch herrliches Erntewetter, an dem mußte doch jeder Landwirt seine Freude haben.

Auch Muttchen war nicht wie sonst. Zwar arbeitete sie genau so emsig in Haus und Garten. Aber es kam vor, daß sie mitten im Bohnenabfädeln, bei dem die Kinder gar zu gern halfen, das Messer sinken ließ und mit sorgenvollen Augen in die Ferne blickte.

„Bist du böse, Muttchen?“ erkundigte sich Peter angelegentlich, denn irgend etwas hatte sie eigentlich immer ausgefressen, manchmal sogar, ohne daß sie's wußte.

„Nein, mein Herzchen, nur — —“, ein tiefer Seufzer hob Mutters Brust.

„Nur?“ Peter und Hanni spitzten neugierig die Ohren.

„Nichts, gar nichts — für euch, Kinderchen, ist das nichts —

Gott schütze uns alle!“ Muttchen betrachtete das Gespräch als erledigt. Aber nicht die beiden Kleinen.

„Du, Peter, weißt du nicht, warum Vater jetzt immer so ängstlich aussieht, auch wenn's noch so gutes Essen gibt?“ fragte Hanni nach dem ziemlich einsilbigen Mittagbrot. „Und als ich ihm nachher ‚Gesegnete Mahlzeit‘ wünschte, da hat er mich gar nicht Hudepade genommen, wie sonst, sondern mir bloß mal übers Haar gestrichen.“

„Und Muttchen hat so wenig gegessen und immerzu traurige Augen gemacht, als ob ich Gott weiß wie ungezogen gewesen wäre. Und die Blaubeerflecke in meiner weißen Schürze hat sie überhaupt nicht gesehen — und ‚Gott schütze uns‘ hat sie heute vormittag gesagt. Du, Hanni, am Ende geht die Welt unter!“

„A, nein!“ Hanni, der Held, packte erschreckt Peters Arm und sah ängstlich zum Himmel empor, von dem goldener Sonnenschein herniederlachte.

Die Überlegungen der Kinder wurden plötzlich durch Peitschengeknall unterbrochen. Beide stürzten zum Hof.

Manu — Vater fuhr in die Stadt. Vor oem gelben Korbwägelchen wurde gerade der Schimmel eingespannt.

„Batschen — ach, liebes Batschen, nimm uns doch mit! Du hast neulich versprochen, wenn du das nächstemal nach Soldau einkaufen fährst, dürfen wir mit!“ schmeichelnd angete Peter in die Höhe nach Vaters Hals. Auch Hanni versuchte von rückwärts her eine zärtliche Umarmung.

Aber ungeduldig machte sich der sonst so liebevolle Vater los.

„Heute nicht — es gibt wichtige Dinge heute in der Stadt zu besprechen. Wer weiß, wann ich wieder nach Hause komme.“

„Du kannst uns ja inzwischen auf dem Marktplatz lassen, da gibt's so viele schöne Schaufenster anzugucken“, schlug Peter bittend vor.

„Nein, mein Herzchen, das ist heute dort wirklich nichts für Kinder! Ein andermal, wenn alles noch gut wird, wie wir hoffen wollen — —“ Da knallte der Vater auch schon mit der Peitsche. Noch einmal nickte er seinen Lieblingen zu. Dann zog der Schimmel an. Der Wagen ratterte zum Hofstor hinaus.

Hannis Blauaugen hatte die Enttäuschung mit Tränen gefüllt. Peter aber ballte die kleinen Fäuste und trampelte sogar mit dem Fuß auf.

„Immer ist man zu klein, nie darf man mit — und erfahren tut man auch nicht, was los ist. Ach, ich wollte, wir wären auch schon große Leute!“ rief sie empört.

„Seid froh, daß ihr noch klein seid und keine Ahnung habt von dem Schweren, das kommen kann“, sagte die Mutter, welche dem abfahrenden Vater ebenfalls nachgeschaut, mit feuchten Augen.

Peter schüttelte das hübsche Köpfchen. Muttchen schalt nicht, daß sie mit den Füßen getrampelt hatte . . . sie hatte Tränen in den Augen und war doch sonst so lustig mit ihnen . . . Das kleine Mädchel zuckte die Achsel. Daraus sollte ein anderer Flug werden!

Aber im Laufe des Nachmittags gab es noch viel mehr zum Staunen. Da hatte man soviel zu sehen, daß die Kinder den Marktplatz in Soldau mit all seinen Schaufensterherrlichkeiten darüber vergaßen.

Zog denn das ganze Dorf heute um?

Karren und Leiterwagen mit allerlei Geräten, Möbeln, Körben, Kisten und Truhen beladen, schwankten die Dorfstraße entlang, der Eisenbahnstation zu. Aufgeregte Menschen liefen daneben, hastig und laut durcheinander rufend und ängstlich zurückschauend. Kühe, Schweine und Ziegen wurden vorbeigetrieben — ach, und da! — laut auf mußte Peter lachen.

„Sieh doch bloß mal, Hanni, da haben sie lauter Hühner in

einen Kinderwagen gepackt, hör' nur, wie es durcheinander gackert, nein, ist das komisch!“ Das kleine Mädchen wollte sich ausschütten vor Lachen.

„Aber jetzt erst, Peter, guck' bloß mal, jetzt“ — Hanni, der neben seinem Schwesterchen auf dem Dach des niedrigen Gerätschuppens, dem besten Aussichtspunkt, thronte, wies begeistert auf eine neue Gruppe. „Schuster Anders und seine Frau schleppen ihre kleinen Zwillinge in einem Waschfaß davon — hahaha —“ Hanni konnte nicht weiter. Es war zu köstlich!

„Ja, ist denn das ganze Dorf verrückt geworden, Hanni?“

„Peter — Peter — da trägt ja die alte Mutter Stine ihr Kälbchen huckepack, wie der Vater mich immer — —“

„Nein, es ist ja zum Totlachen!“ Die Kinder jauchzten und jubelten von ihrem Dach herunter.

Sie ahnten in ihrer kindlichen Unbefangenheit nicht, wie schwer und traurig all diesen Menschen zumute war, die von Haus und Hof flüchten mußten vor den russischen Kosaken.

„Frau Raschuba, wissen Sie es schon? Der Krieg ist erklärt!“ Eine Nachbarin rief es über den Zaun der Mutter zu.

Es war das erstemal, daß Peter und Hanni das furchtbare Wort „Krieg“ vernahmen.

Der Mutter entfiel vor Schreck die Gartenschere, mit der sie gerade die Tomatensträucher ausschnitt. Näh brach der Zweig in ihren bebenden Fingern ab.

„Erbarm sich — Krieg mit Rußland — dann sei der Himmel uns hier an der Grenze gnädig! Ei, du Grundgütiger, und mein Mann gerade in der Stadt! Er wollte hören, ob es Gefahr hat, und inzwischen können uns die Russen schon das Dach über dem Kopf anzünden!“ So aufgeregt hatten die Kinder ihre Mutter noch nie gesehen.

Hanni ließ sich angstvoll von seinem Ausflug herabgleiten.

Wenn die Russen das Dach anzündeten, war es entschieden ratsam, es nicht als Sitzgelegenheit zu benutzen.

Peter aber blieb mit klopfendem Herzen. Sie mußte noch mehr erfahren.

„Ich würde Ihnen doch raten, Frau Kaschuba, sich und Ihre Kinder in Sicherheit zu bringen. Der Feind kann hier sein, ehe man sich's versieht. Vergraben Sie auch irgendwo im Garten oder Keller, was Sie an Silberzeug oder sonstigen Wertsachen haben, die Russen haben lange Finger.“ Das letzte erklang nur noch im Flüsterton. Aber Peter hatte scharfe Ohren.

„Barmherziger, wenn mein Mann doch nur da wäre! Er hat Pferd und Wagen mit. Wer hätte denn gedacht, daß es so schnell kommen könnte. Ohne meinen Mann rühre ich mich nicht vom Fleck.“

„So geben Sie uns wenigstens Ihre Kinder mit, daß die in Sicherheit sind. Wir fahren in einer Stunde.“ Die gutherzige Nachbarin eilte davon, denn sie hatte noch alle Hände voll zu tun.

Frau Kaschuba schlug die Schürze vors Gesicht. Da war es, das Furchtbare, vor dem sie schon seit Tagen zitterte, was ihren Mann ernst und wortkarg gemacht, und an das man doch immer noch nicht hatte glauben wollen — der Krieg!

Plötzlich fühlte sie sich von zärtlichen Kinderarmen umfassen.

„Weine nicht, Muttschen.“ Das Töchterchen, dem das Lachen vergangen war, schmiegte den Kopf stürmisch an der Mutter Brust. „Wir fahren nicht mit der Nachbarin fort, wir bleiben bei dir. Und wenn die alten Russen kommen, jage ich sie mit der Mistgabel vom Hof!“ Mit blitzenden Augen griff Peter nach der in der Ecke lehrenden Forke.

„Und ich hole meine Flinte und meinen Säbel.“ Hanni, der sonst nicht gerade allzu mutig war, wollte nicht hinter der Schwester zurückstehen.

Die Mutter mußte unter Tränen lächeln.

„Gott gebe, daß dies nicht nötig sein wird und daß man uns in unserem Häuschen ungeschoren läßt. Ja, wir bleiben beisammen — es wird ja nicht so schlimm werden. Unser Vater wird auch bald zurückkommen und uns, wenn's nottut, holen.“

Jedoch Frau Kaschuba irrte sich. Es wurde Abend, das Essen stand auf dem Tisch, aber der Vater war noch nicht heimgekehrt. Auf der Dorfstraße hatte der Tumult allmählich abgenommen. Hinter dem Walde ging die Sonne purpurn unter — so schön, so friedlich lag das Dörfchen in grüne Matten gebettet da, als wäre der aufregende Tag, die drohende Gefahr ein böser Traum gewesen.

Unwillkürlich übte der köstliche Abendfrieden auch auf der Mutter erregtes Gemüt seine beruhigende Wirkung aus. Wer weiß, ob die Leute nicht alles viel schwärzer ansahen, als es in Wirklichkeit war. Wenn einer den Kopf verlor, verloren alle anderen ihre Überlegtheit mit. Stände es wirklich so schlimm, dann hätte ihr sorgsamer Mann ihr sicher Nachricht gesandt, wenn er nicht selbst kommen konnte.

Den Gartensteg entlang zwischen den schon schlummernden Beutöfen und Reseden huschte der Sandmann. Keines wurde des kleinen unsichtbaren Männleins gewahr. Bis er hinter den Kindern stand und ihnen — schwabb — eine Handvoll aus seinem grauen Säckchen in die Augen streute.

Da begannen sie beide herzlich zu gähnen.

„Es ist Schlafenszeit, Kinder, der Sandmann ist da.“ Die Mutter nahm ihre Lieblinge an die Hand und ging mit ihnen ins Haus.

„Vater ist doch noch nicht zurück, ich wollte so gern aufbleiben, bis er wieder da ist.“ Dabei fielen Peter die Augen beinahe zu.

„Das könnt ihr nicht abwarten, Herzchen, es mag spät werden. Nun schlaft gesund und der liebe Gott beschütze euch!“ Zärtlich küßte die Mutter ihre Kleinen.

Wirklich, der Sandmann hatte seine Sache zu gut gemacht. Kaum vermochte Hanni sein Nachtgebet zu Ende zu sprechen und Peter zu überlegen, ob Russen und Diebe wohl dasselbe seien, daß man sein Silber vor ihnen verstecken müsse, da — schliefen sie auch schon fest.

Im Nebenzimmer am weitgeöffneten Fenster aber saß die Mutter und bewachte den Schlummer ihrer kleinen Lieblinge. Sie lauschte in die linde Sommernacht hinaus. Nur das gleichmäßige Murmeln des Bächleins. Ließ sich denn noch immer nicht das Rollen des heimkehrenden Wagens hören? Was war das für ein rötlicher Schein, der dort hinter den dunklen Wäldern aufzog? Es wurde der einsamen Frau bang in der nächtlichen Stille zumute.

Plötzlich wurde dieselbe jäh unterbrochen. Hektor schlug an. Peitschengeknall und Rädergeratter, erregtes Rufen, Kinderweinen und brüllendes Vieh — doppelt laut erschien es in der Ruhe der Nacht.

Das war nicht ihr heimkehrender Mann — um Gottes willen, was konnte das sein?

Frau Kaschuba machte den Hund los und eilte auf die Straße. Da zog beim Schein des Mondes wiederum Leiterwagen auf Leiterwagen vorüber, vollgepfropft mit Menschen, Tieren und Betten. Diesmal aber in ungleich größerer Hast als am Tage.

„Jochen“ — Frau Kaschuba erkannte plötzlich einen im andern Dorfe wohnenden Großvetter. „Jochen, was hat denn diese eilige Flucht zu bedeuten?“

„Daß uns die Russen schon auf den Fersen sind! Siehst du nicht den rötlichen Schein am Himmel, Kathrin? Das sind die

brennenden Dörfer, durch die sie ziehen. Kein Haus verschonen sie, alles wird niedergemacht, nicht Kind, nicht Vieh ist vor den Unholden sicher.“

„Hilf, Kathrin, hole deinen Mann und die Kinder, ehe du dich versiehst, können die Russen hier sein“, rief Stine, seine Frau, in höchster Erregung vom Wagen.

Das Herz der armen Frau Kaschuba setzte vor Entsetzen aus. „Mein Mann ist noch nicht aus Soldau zurück, ich trenne mich nicht von ihm, ich gehöre zu meinem Mann. Aber die Kinder, Jochen, nein, die darf ich der furchtbaren Gefahr nicht aussetzen. Wenn du für meine Kinder sorgen willst, bis wir nachkommen, Stine, — mein Lebtag will ich's dir danken.“

„Ei freilich, nur rasch, rasch — warten können wir nicht!“ Frau Kaschuba war schon ins Haus geeilt.

„Peter — Peterchen, wach auf, zieh dir Strümpfe und Schuhe an, ihr müßt fort, die Russen kommen!“ Sie rüttelte das fest schlafende Kind am Arm.

Aber Peter war nicht so leicht zu ermuntern.

„Ich gehe morgen erst um acht in die Schule“, brummte sie und legte sich auf die andere Seite.

Hanni jedoch gab überhaupt keinen Muck von sich. Der schlief wie ein Murmeltier.

Zeit zum Überlegen blieb nicht. Die Mutter griff nach der Bettdecke, hüllte das schlafende kleine Mädchen warm hinein und trug es, wie es war, zu dem Wagen draußen. Dort wurde es von Vetter Jochen in Empfang genommen und „aufgeladen“. Inbessen eilte die Mutter in fliegender Hast zurück, um auch noch ihren kleinen Jungen in Sicherheit zu bringen. Hanni wurde in das große türkische Umschlagetuch, das noch von der Urgroßmutter herkam, eingeknotet. Ein paar Sekunden später lag er neben

seinem ruhig weiter schlummernden Schwesterchen auf dem Leiterwagen.

„Sitz mit auf, Kathrin, es geht dir schlecht, wenn die Russen kommen“, noch einmal versuchte Base Stine ihr Heil.

„Und wer weiß, ob dein Mann überhaupt noch von Soldau zurück kann“, fiel auch Jochen überredend ein.

„Nein — nein — ich lasse meinen Mann nicht im Stich. Die Kinder sind mit Gottes Hilfe in Sicherheit, mir wird unser Vater droben schon beistehen. Grüßt Peter und Hanni, wenn sie aufwachen, von ihrer Mutter. Dir vertraue ich sie an, Stine — —“ Da setzten sich die Pferde schon in Trab.

„Wir fahren mit der Bahn weiter nach Königsberg“, rief der Bettler noch zurück.

Hektor, die gute alte „Kinderfrau“, blickte fragend zu seiner Herrin auf. Sollte er die Kinder nicht wie sonst begleiten?

„Ja, lauf, Hektor, lauf, du braves Tier, und gib gut acht auf unsere beiden — ich bin ruhiger, wenn ich dich bei ihnen weiß.“ Frau Kaschuba klopfte den schwarzen Hundekopf aufmunternd. Hektor sprang in weiten Sätzen hinterdrein.

Ganz still stand die Mutter und sah dem Wagen nach, der ihre kleinen Lieblinge davontrug und alsbald mit der nächtlichen Dunkelheit verschwamm. Nur der da droben wußte, wie schwer ihr das Opfer gefallen, sich von ihren beiden Kleinen zu trennen, aber — eine Mutter denkt ja stets nur an das Wohl ihrer Kinder.

Frau Kaschuba stand und lauschte, bis das letzte Rollen der Wagen verklungen und der Bach nur wieder sein eintöniges Lied sang. „Der liebe Gott beschütze euch, meine geliebten Kinder, und führe uns bald wieder zusammen!“ flüsterte sie aus tiefstem Herzensgrunde. Dann ging die mutige Frau in das einsame Haus zurück.

Inzwischen holpterten die Wagen mit den aus der Heimat Flüchtenden die Landstraße entlang. Keines der beiden schlummernden Kinder ahnte, daß jede Sekunde sie weiter von ihrem Waterhause, von dem treuen Mutterherzen entfernte. Sanft und ruhig schliefen sie inmitten des Wirrwarrs wie daheim in ihren Betten.

Da holperte der Wagen gegen einen Prellstein. Peter wurde auf etwas Weiches, Wolliges geschleudert. „Mäh“ — machte das ganz ängstlich, und nochmals „mäh“.

Das kleine Mädchen rieb sich verschlafene Augen. Hatte ihr Bett nicht eben „mäh“ gemacht? Oder war es schon morgens früh, daß die Schafe auf die Weide getrieben wurden?

Während sie sich noch nicht recht ermuntern konnte, erklang von der andern Seite Hannis verschlafene Stimme: „Du, Peter, es ist heute so eng in meinem Bett. Und solch Radau ist draußen im Hof — und — ach, Peterchen, wo sind wir denn nur? Ich bin ja überhaupt gar nicht in meinem Bett!“

Des Bruders Weinerlicher Ton machte die Schwester, so müde die auch war, vollends wach. Peter setzte sich auf und stellte mit grenzenlosem Erstaunen fest, daß sie ebenfalls nicht in ihrem gewohnten Bette lag.

Ja, aber, wo war sie denn da bloß?

Über ihr der Sternenhimmel, neben ihr das merkwürdige Wollige, das ab und zu „mäh“ machte. Fremde dunkle Gestalten . . . „Hanni, um Himmels willen, wir sind nicht in unserm Bett, wir müssen gestohlen worden sein!“ In höchster Erregung flüsterte das kleine Mädchen dem Bruder diese furchtbare Erkenntnis zu.

„Von Zigeunern?“ Hanni blieb das Wort vor Schreck fast in der Kehle stecken. Voriges Jahr zur Messe waren Zigeuner in einem grünen Komödiantenwagen auf der großen Dorfweide ge-

wesen. Die sollten kleine Kinder stehlen, hatte die Mutter ihnen erzählt, damit sie nicht allein dort hinliefen.

Aber der Leiterwagen hier sah ganz anders aus als das nette fahrende Häuschen mit den Fenstern damals.

„Ei nein, Hanni,“ Peter schaute sich scheu um. „Ich glaube eher von den Russen!“ Wenn die silberne Löffel mausten, konnten sie auch Kinder stehlen.

Doch kaum war das Wort „Russen“ den Lippen des kleinen Mädchens entschlüpft, als der jüngere Bruder auch schon in ein lautes Gebrüll ausbrach. „Muttmchen — Mutter — Vater —“ Hanni schrie, als hätten ihn die Feinde bereits am Schlafittchen. Denn die Russenfurcht, welche das ganze Dorf in Aufregung gesetzt, hatte auch die Kinder ergriffen.

Was sollte Peter da tun? Sie war ja bloß ein Jahr älter als Hanni, und Angst vor den Russen hatte sie ebenfalls, sogar mächtige. Das richtigste war sicher, sie stimmte mit ein in das Gebrüll. So heulten sie alle beide im Duett.

„Aber Kinder — Kinderchen, was ist denn los? Weint doch nicht, euer Muttmchen kommt ja bald hinterdrein“, eine beruhigende Stimme versuchte das zweistimmige Konzert zu übertönen.

Jetzt neigte sich ein Gesicht zu Peter herab — lieber Gott, war das ein russischer Kosak?

Nein — ein ältliches, gutmütiges Frauengesicht im schwarzen Kopftuch war's, das hatte die Kleine doch schon irgendwo mal gesehen. Wo denn nur?

„Kennt ihr denn die Base Stine nicht mehr, Kinderchen?“ fragte da die freundliche Stimme aufs neue.

Richtig — die Base Stine war's, bei der es immer den guten Quarkkuchen gab.

„Bist du auch von den Russen gestohlen worden, Base Stine?“ fragte Peter im scheuen Flüsterton.

„Gestohlen — du hast wohl geträumt, mein Goldchen. Auf und davon sind wir alle vor den Russen. Und was eure Mutter, die Kathrin ist, hat euch uns mitgegeben. daß die Kosaken euch nichts tun.“

„Und Muttmchen — wo ist Muttmchen?“ Angstvoll wie aus einem Munde riefen es die beiden Kinder.

„Sie kommt gleich nach — bald wird sie und der Vater da sein, weint nur nicht wieder, seht mal, das niedliche Schäschen hier“, so tröstete die gute Frau.

Und wirklich, es gelang ihr, die Kleinen zu beschwichtigen. Sie begannen sich mit dem Schäschen, dessen „Mäh“ Peter vorhin so in Erstaunen gesetzt, anzufreunden.

Die Tränen trockneten, und bald sah der Mond, der hinter einer Wolke neugierig hervorklugte, daß Peter und Hanni schon wieder lachten . . . lachten, während sie von Vater und Mutter fort in die fremde weite Welt hinausfuhren, während die Russen dem weißen Häuschen mit dem roten Ziegeldach näher und näher kamen. Beneidenswert sorglose Kinder!

„Nun sind wir gleich an der Bahnstation. Wenn wir nur noch einen Zug bekommen möchten, dann wären wir geborgen“, sagte eine der Frauen angstvoll.

„Schlaft nur nicht wieder ein, Kinderchen, kommt, wir müssen uns fertig machen“, wandte sich Base Stine an ihre kleinen Pflegebefohlenen.

„Ich habe noch gar keine Schuh und Strümpfe an — ach, und wo sind denn bloß meine Sachen?“ Peter merkte jetzt erst, daß ihre Kleidung höchst mangelhaft war.

„Erbarm dich, hat sich die Muttmchen nicht mal Zeit genommen, euch anzuziehen? Ja, was mache ich denn nun mit euch?“ Base Stine, die selbst nie Kinder gehabt, war ratlos.

„Muttmchen wird uns unsere Sachen sicher nachbringen.“

„Ja, solange wartet der Zug nicht, mein Jungchen.“ Schon hielten die Leiterwagen vor einem schuppenartigen Gebäude, das die Bahnstation vorstellte. Gottlob, die Kleinbahn war noch nicht fort. Ein unglaubliches Durcheinander von schreienden Menschen, Tieren, Gepäckstücken, Möbeln und Betten herrschte auf dem dunkeln Bahnsteig, den nur der Mond mit seiner Silberlaterne beleuchtete.

„Steigt nur ruhig herunter, wie ihr seid, Kinderchen, heute hat keiner Zeit, nach dem andern zu sehen.“ Base Stine begann ihre Habseligkeiten abzuladen.

„Im Nachthemd können wir doch nicht mit der Eisenbahn fahren“, wandte Peter ein. So sehr sie es sich auch früher gewünscht hatte, mal mit der Eisenbahn fahren zu dürfen, ihr wurde die Sache jetzt ungemütlich. Kamen denn Mutter und Vater noch immer nicht?

„Und Muttchen hat überhaupt gesagt, wir sollen nicht barfuß laufen“, unterstützte der gehorsame Hanni seine Schwester.

Aber Base Stine hatte keine Zeit zu Auseinandersetzungen. Die hatte genug damit zu tun, ihre vielen Gepäckstücke mit Hilfe ihres Mannes vom Leiterwagen in die bereits überfüllte Kleinbahn zu schaffen. Den Eierkorb, die Schinken, die Mies, das Bettenbündel, den Kasten mit den Hühnern, nun noch die Truhen — „ach Gottchen, und die Kinder!“ Base Stine war in höchster Aufregung.

„Flink -- flink, Kinderchen, das Zugchen geht ab!“ Base Stine hob das kleine Mädelschen, dessen Bettdecke wie ein Schleppkleid hinter ihm herstreifte, in das vollgetürmte Abteil. Wetter Jochen packte Hanni, der sich in seinem festgeknöteten türkischen Umschlagetuch kaum bewegen konnte, und verfluchte ihn ebenfalls.

Das flehentliche Bitten der Kinder: „Wir wollen nicht im Nachthemd verreisen — wir müssen doch auf Muttchen und Vater

warten“, wurde von dem lauten Gekacker der Hühner, dem wilden Rufen der hin- und herhastenden Menschen übertönt. Niemand von ihnen hatte Zeit, zu sehen, daß Peter und Hanni barfuß und im Nachthemd zum erstenmal mit der Eisenbahn fuhren. Nur der Mond droben am Himmel bemerkte es und schüttelte verwundert sein Silberhaupt.

3. Kapitel.

Auf der Flucht.

Ach, das Eisenbahnfahren hatten sich Peter und Hanni doch ganz anders vorgestellt. Viel schöner. Es war recht ungemütlich in der Bimmelbahn, zusammengepfercht in der entsetzlichen Enge, mit all dem Getier und Gepäck.

Die beiden Kinder, die auf einem Bettenbündel thronten, schlegelten sich fest aneinander. Sie froren trotz der warmen Augustnacht in ihrer dünnen Bekleidung. Und die Dunkelheit, die draußen und drinnen herrschte, ließ sie noch mehr zusammenstößeln.

Erst als die gute Base Stine jedem eine leckere Schinkenstulle verabfolgte nebst einer Handvoll Birnen, wurde es den beiden kleinen Reisenden etwas gemüthlicher zumute.

„Ist nur, Kinderchen, ist, das wärmt wenigstens den inwendigen Menschen auf“, sprach sie ihnen zu.

Die beiden ließen sich nicht lange nötigen. Hanni allerdings zog ängstlich seine nackten Beine ein, denn die Hühner, die ihm zu Füßen einquartiert waren, und die das Brot lockte, begannen danach zu pikeln!

„Nu wollen wir mal sehen, ob wir nicht auch den auswendigen Menschen etwas wärmen können. Hast ja genug Sachen

zusammengepackt, Stine. Da wird sich schon Schuh und Strümpfe für die Kinder finden“, ließ sich Vetter Jochen jetzt vernehmen.

„Ah, Jochen, in deine hohen Wasserstiefel geht jawohl das ganze Jungchen rein. Mit den Strümpfen mag's noch eher sein.“ Die Frau kramte ein Paar rotblaugeringelte und ein Paar rosenrote Wollstrümpfe hervor. Die gefielen den Kindern ganz ungemein.

Freilich, viel zu groß waren sie. Aber jedenfalls wärmten sie doch. Nun brachte Base Stine noch einen roten Flanellrock von sich und eine schwarze Tuchjacke zum Vorschein. Peter begann die Sache Spaß zu machen. Sie schlüpfte in den roten Rock, der ihr bis auf die Füße herniederhing, und zog die schwarze Jacke der ziemlich umfangreichen Base an, in die sie noch ganz gut auch Bruder Hanni hätte mit hineinnehmen können.

„Aber was machen wir nun mit dir, Hanni?“ überlegte die Base.

Ja, da war guter Rat teuer.

Die Hosen und Jacken des großen breitschultrigen Veters kamen gar nicht für den Dreikäsehoch in Betracht.

„Einen Rock hält' ich schon noch von mir“, meinte Base Stine schließlich. „Da gehst du eben mal als kleine Marjell einher, Jungchen, an solchem Tag, wie dem heutigen, kommt's nicht darauf an.“

Und wirklich — der Hanni bekam einen leuchtendblau und schwarzgewürfelten Rock der Base übergezogen, dazu sein rot türkisches Umschlagetuch von Urgroßmutter — drollig genug nahm sich der kleine Kerl ja aus. Das sah man aber erst, als die schwarze Nacht da draußen sich von dannen schlich, und sahlgraue Frühdämmerung über die Felder und Wiesen längs des Schienenstranges gekrochen kam. Da lachten die Kinder plötzlich laut los, als sie sich gegenseitig in Augenschein nahmen. Und die Großen, denen doch heute ganz gewiß nicht vergnüglich zumute war, wo sie

von ihrer Heimatscholle in die fremde Welt hinausflüchten mußten, ja, auch die Großen stimmten mit ein. Denn solch helles, von Herzen kommendes Kinderlachen wirkt ansteckend.

Es war aber nicht mehr viel Zeit zum Begucken und zum Lachen. Schon war der Eisenbahnnotenpunkt, den die Schnellzüge berührten, erreicht.

Hatten Peter und Hanni gedacht, daß schon auf der Kleinbahnstation ein arges Gedränge gewesen, so wurde es ihnen jetzt überhaupt ganz wirr im Kopf von diesem wüsten Getriebe hier. Ostpreußische Flüchtlinge über Flüchtlinge — von allen Seiten waren sie gekommen, um die großen Städte zu erreichen. Das war ein Getriebe und Gestöße, ein Geschrei und Gejammere. Weinende Kinder suchten ihre Eltern, Mütter riefen in höchster Aufregung nach ihren verlorengegangenen Kleinen. Dazwischen muhten die mitgeführten Kühe, meckerten die Ziegen und piepste das Federvieh — ein ohrenbetäubendes Durcheinander. Die Bahnbeamten schrien, um die Ordnung aufrecht zu erhalten. Und jetzt — jetzt brauste der erste Zug mit den tapferen deutschen Feldgrauen ein, die gen Osten zogen, die bedrohten Grenzen des Vaterlandes zu schützen.

Ein nicht endenwollendes Hurra empfing die Braven. Die armen Heimatlosen grüßten voll Dankbarkeit ihre Retter. In grün umfränzten Wagen, die Helme blumengeziert, so standen sie dicht gedrängt an den Bahnfenstern. Sie winkten, sie nickten und sie sangen. Zum erstenmal vernahmen Peter und Hanni „Es braust ein Ruf wie Donnerhall“ aus begeistertem Herzen der freudig fürs Vaterland in Gefahr und Tod Ziehenden. Da wurde auch den beiden Kindern, ob sie auch noch so klein waren, die gewaltige Größe des sich zum heiligen Kampfe erhebenden Deutschlands offenbar.

War es dann ein Wunder, daß sie nicht mehr auf Base Stines

Mahnung: „Bleibt dicht an meiner Seite, Kinderchen, wir müssen nach dem andern Bahnsteig, wo der Schnellzug nach Königsberg abgeht“, achteten? Daß sie plötzlich die Base mit ihrem Bettenbündel und Hühnerkasten sowohl, wie den Vetter Jochen in den hohen Schaftstiefeln aus den Augen verloren? In den viel zu großen Strümpfen und langen Röcken der Base war das Vorwärtskommen nicht so einfach. Hanni blieb in einem Stolpern. Die Kinder wurden von dem hastenden Menschenstrom gerade in entgegengesetzter Richtung mit fortgerissen.

Ein Schnellzug fuhr ein, dicke Dampfwolken vor sich herprustend. Im Umsehen wurde er von den Flüchtlingen gestürmt. Keiner wollte zurückbleiben.

„Base Stine — Base Stine — Vetter Jochen — —“ in das wilde Gewühl hinein kreischten es zwei angstvolle Kinderstimmen. Wer hatte dessen acht? Kein Mensch — jeder dachte heute nur an sich, suchte selbst der drohenden Ruffengefahr zu entgehen.

„Base Stine — Base Stine — —“ immer lauter, immer ängstlicher schrien es die armen Kinder.

„Rein — rein, der Zug geht ab — eure Base ist sicher schon irgendwo eingestiegen, in Elbing findet ihr sie wieder“ — ein Bahnbeamter ergriff den brüllenden Hanni und spedierte ihn in einen überfüllten Wagen. Peter sprang hinterdrein. Ihr Brüderchen ließ sie nicht allein.

Da piff auch schon die Lokomotive — hü — ü — ü — üh — der Flüchtlingszug setzte sich ratternd in Bewegung.

Drüben auf dem andern Bahnsteig aber irrte, nicht minder angstvoll als die beiden Kinder vorher, eine Frau mit einem Bettenbündel und einem Hühnerkasten in höchster Aufregung suchend auf und ab. Da schrie der Vetter mit dröhnender Stimme: „Peter — Hanni — Hanni — Peter“ — in den Tumult hinein.



Urn, Flüchtlingskinder 2.

Annedore pugte Sektor im Hofgärtchen mit Tante Gines Sachen.

Aber weder Hannis Flachstopf, noch Peters dunkelblonde Zöpfchen wollten sich irgendwo zeigen.

„Erbarm dich — erbarm dich — ich kann der Kathrin ja nie mehr vor die Augen treten, wenn ich so schlecht für ihre mir anvertrauten Kinder gesorgt habe!“ Die arme Base jammerte in einsweg, bis ein Schaffner sie beim Arm nahm: „Einsteigen, Mutterchen, einsteigen! Ihre Kinder sind sicher schon drin im Zug. In Königsberg werden sie sich wieder anfinden.“ So hofften denn die Base und der Vetter zu Gott, die ihnen von der Mutter auf die Seele gebundenen Kinder in Königsberg wiederzufinden. Peter und Hanni im andern Zuge aber erhofften dasselbe von Elbing, während sie sich immer weiter voneinander entfernten.

Die Tränen der beiden Kinder hörten allmählich auf zu fließen. Mit großen Augen blickten sie sich in ihrer neuen Umgebung um. Was gab's da auch alles zu sehen!

Sie befanden sich in einem geräumigen Viehwagen, der jetzt bei dem kolossalen Andrang auch die Menschen befördern mußte. Bänke standen nicht darin. Die Leute saßen auf ihrem Gepäck, Betten, Körben oder Kisten. Meistens waren es ganze Familien, die irgendwo in einer Ecke zusammenhockten. Kinder über Kinder, die mit ebenso erstaunten Augen um sich schauten, wie Peter und Hanni. Säuglinge quakten aus Kinderwagen. Dort schaukelte sogar ein kleiner Schläfer in einer an zwei Haken befestigten Hängematte. Hier hing eine Mutter Windeln zum Trocknen über eine Schnur. Und das alte Mütterchen da in der Ecke moß sogar ihre Ziege für die durstigen Enkelchen.

Tiere gab's ebenfalls genug in dem Viehwagen. Schweine, Gänse, Enten und Hühner. Hunde, Katzen und Kanarienvögel in melodischem Konzert.

Zuerst saßen die armen Flüchtlinge ziemlich stumpf und teil-

nahmlos nebeneinander zusammengepfercht. Meistens Frauen, denn die Männer waren sogleich zu den Waffen geeilt. Da gab's Reiche und Arme, alles durcheinander. Heute waren sie alle gleich, verstörte Menschen, die ihre Heimat verloren. Bald aber lösten sich die Zungen. Man begann sich gegenseitig seine Flucht zu erzählen. Dazwischen wurden Schreckenstaten der Russen berichtet. Den beiden Kindern blieb das Herz vor Entsetzen stehen, als sie von diesen Greuelstaten der Feinde hörten. Um Himmels willen — die bösen Russen würden ihrem Muttchen und ihrem Vater doch nichts getan haben?

Die Tränen, die kaum aufgehört zu fließen, begannen wieder über die rosigen Wäddchen zu kullern. Peter versuchte sie niederzuzwingen. Hanni aber schluchzte laut.

„Warum weint ihr denn, kleine Marjellchen?“ Ein freundlicher alter Herr klopfte beruhigend Hannis Wange.

Der Junge, der in Base Stines Rock für ein Mädelschen gehalten wurde, wandte verlegen den Kopf zur Seite. Peter aber mußte unter Tränen laut auflachen.

„Hanni ist doch kein Marjellchen — Hanni ist doch mein Bruder“, rief sie dreist.

Da lachte auch der alte Herr über die Verwechslung, und der ganze Viehwagen stimmte mit ein; selbst die Hühner und Gänse gackerten.

„Na, ihr seid wohl auch Hals über Kopf auf und davon, daß euch eure Mutter so merkwürdig austoffiert hat?“ fragte der nette alte Herr weiter.

„Muttchen hat uns nicht angezogen, die hat uns bloß in Decken gehüllt, weil keine Zeit mehr war. Aber dann ist sie nicht nachgekommen — —“ um Peters frische Lippen begann es schon wieder zu zucken.

„Und nu ist Base Stine, die uns mitgenommen hat, auch verschwunden, und der Vetter Jochen obendrein“, jammerte Hanni.

„Seht mal, der große Junge heult immerzu“, rief ein kleiner Fretchdachs.

„Und Schuhe hat er auch nicht mal an — — —“

„Haach, und Mädelskleider trägt er und schämt sich gar nicht“, riefen ein paar andere Rangen und wiesen mit Fingern auf den armen blutübergossenen Hanni.

Da aber trat Peter mit geballten Händen und blühenden Augen vor den Bruder. „Wer wagt es, meinen Hanni zu verlachen, der kriegt Muckköpfe“ — — so rief sie, daß es durch den ganzen Wagen schallte.

„Pst — pst — Kinderchen, hier wird nicht gerauft. Haben draußen gerade genug vom Krieg, hier drinnen wollen wir wenigstens Frieden halten“, eine der Frauen mischte sich beschwichtigend ein.

„Die armen Kinder sind allein, ohne Eltern und Angehörige, nicht mal ihre Kleider haben sie auf dem Leibe. Ich meine, das ist wohl Grund genug, inniges Mitleid mit ihnen zu haben und sie nicht zu verspotten“, sagte der nette Herr ernst.

Nun war die Reihe rot zu werden an den andern Kindern. Eins der kleinen Mädchen lief zu seiner Mutter und flüsterte ihr etwas ins Ohr. Diese nickte freundlich und begann in ihren Habseeligkeiten zu framen.

Gleich darauf stand das kleine Mädchen, ein Paar Schuhe in der Hand, vor Peter.

„Da, Kleine,“ sagte es, ein wenig verlegen, „nimm meine Sonntagsstiefel, die werden dir passen. Ich brauche sie nicht. Meine Alltagsschuhe sind noch fest und gut.“ Dabei wies es seine derben Füßchen.

Peter wurde es warm ums Herz. Mitten unter all den

fremden Menschen hatte sie plötzlich daselbe gute Gefühl, als wenn ihr Muttchen sie zärtlich an sich zog.

„Ach danke dir oftmals“, sagte sie mit strahlenden Augen. Und lebhaft, wie sie nun mal war, schlang Peter beide Arme um das gutherzige Kind und küßte es.

Nun hatte sie gleich eine kleine Freundin gefunden. Aber das gute Beispiel blieb nicht ohne Nachahmung. Auch die übrigen Kinder kamen jetzt und brachten von ihren wenigen Sachen, was sie nur noch irgend entbehren konnten. Und die, welche am lauteften gelacht, hegten vor allem den Wunsch, ihr häßliches Verhalten wieder gutzumachen.

Bald hatten die beiden verlassenen Kinder passende Strümpfe und Schuhe, Wäsche und Kleider. Hanni, das Marjellchen, verwandelte sich wieder in einen kleinen Buben. Denn auch das Mitleid der Mütter war geweckt. Nichts verbindet ja die Menschen so, wie gemeinsames Unglück.

Die Sonne rückte höher, der Magen meldete sich. Allenthalben bildeten sich Gruppen zum Schmaus. Noch hatte man selbstgebackenes Brot von den Heimatsfeldern, Butter von den eigenen Kühen und Schinken von seinen Schweinen als Wegzehrung im Korb.

Mit verlangenden Augen blickten Peter und Hanni auf die Schmausenden. Ach, sie hatten kein lieb Mütterlein da, die ihnen eine Schnitte strich — für sie sorgte kein Mensch.

Oder doch?

„Na, ihr armen Würmerchen, ihr seid gewiß auch hungrig“, erklang die Stimme des netten alten Herrn, gerade als Peters Magen besonders laut knurrte. „Kommt nur heran, für zwei so kleine Späßen fallen schon noch ein paar Krümchen ab.“ Er langte ein großes Stück Tilsiter Käse hervor nebst Schwarzbrot und teilte den beiden Geschwistern freigiebig davon mit.

Ei, das schmeckle!

„Hier habt ihr auch einen Topf Milch dazu, Kinderchen“, die Alte, die ihre Ziege gemolken, reichte den beiden einen Topf frischer Ziegenmilch.

Nun wollten die andern natürlich auch wieder nicht zurückstehen. Die eine bot einen Apfel, die andere ein paar Birnen, der ein Endchen Wurst und jener sogar eine Tafel Schokolade. Die Kinder konnten gar nicht alles zwingen.

„Stecht's nur in die Tasche, wer weiß, ob ihr's nicht noch gut brauchen könnt“, rief die alte Frau vorsorglich.

„Ach, in Elbing finden wir ja Base Stine wieder, die hat noch viele Schinkenbrote in ihrem Korb“, meinte Peter zuversichtlich, tat aber doch, wie ihr geheißsen.

„Und Vetter Jochen hat Bonbons in der Tasche“, teilte Hanni mit.

Jetzt machten die anderen Kinder begehrliche Augen. Wer doch auch solchen Bonbonvetter hätte!

Wie die Sperlinge auf den Telegraphenstangen, so hockten sie, eins neben dem andern, an den Fenstern und schauten hinaus auf die buntblumigen Wiesen und goldenen Felder, auf das blühende Ostpreußenland, in das sich bereits die russischen Heere verwüstend wälzten.

Plötzlich begann ein kleiner Patriot mit lauter Stimme „Deutschland, Deutschland über alles“ zu schmettern. Da fiel der ganze Kinderchor hell ein. Ein Vaterlandslied nach dem anderen stimmten die jungen Kehlen an. Und die armen aus ihrer Heimat Vertriebenen vergaßen dabei ihr Elend.

So verflog die Zeit. Elbing, die Endstation war erreicht.

Die meisten der Flüchtlinge fuhren von hier aus weiter nach Danzig und Berlin, oder in kleinere Städte, wo sie bei Bekannten Unterkunft fanden.

„Bleibt ruhig auf dem Bahnhof, bis ihr eure Base gefunden habt, Kinderchen“, riet der alte Herr Peter und Hanni noch beim Aussteigen. „Ich muß gleich mit dem Berliner Zug weiter und kann mich daher leider nicht mehr um euch kümmern. Lebt wohl! Hoffentlich führt ein gütiges Geschick euch bald wieder mit euren Eltern zusammen!“

Die Kinder konnten sich nicht einmal mehr für seine Freundlichkeit bedanken. Schon war der nette Herr davongeeilt. Und auch die andern Mitreisenden verstreuten sich in verschiedene Richtungen. All die Kinder, mit denen Peter und Hanni im Verein gesungen, wußten, zu wem sie gehörten, wer für sie sorgte. Nur sie beide standen einsam mitten auf dem menschenbevölkerten Bahnsteig und schauten sich die Augen aus nach Base Stine und Wetter Jochen. Wo eine Frau mit einem schwarzen Kopfstuch sichtbar wurde, liefen sie hinterdrein. Und hatte sie gar noch ein Bettenbündel oder einen Geflügelkäfig in der Hand, dann jubelten die Kinder glücklich los, in dem festen Glauben, endlich die Verlorene wiedergefunden zu haben.

Aber ach — immer war es eine Täuschung. Der Bahnsteig leerte sich, nur vereinzelte Gruppen sah man noch. Jetzt konnten Peter und Hanni es sich nicht länger verhehlen, daß die Base überhaupt nicht mit ihrem Zuge mitgereist war.

Lieber Gott, was sollte denn nun bloß aus ihnen werden? Gab es noch irgendwo in der weiten Welt so verlassene Kinder, wie sie beide?

Da fühlte plötzlich Hanni etwas Kaltes an seiner Hand. Eine schwarze Hundeschнауze war's und — „Hektor — unser Hektor!“ laut los jubelten sie. Mit beiden Armen umfingen sie den guten alten Freund. Wenn Hektor hier war, konnte die Mutter nicht weit sein.

Doch soviel sie auch Umschau hielten, die Ersehnte wollte sich nicht zeigen! Hektor, die gute alte Kinderfrau, war ihnen allein gefolgt.

Aber beim Anblick des treuen Tieres kamen sich die Kleinen doch nicht mehr ganz so verlassen vor — wenigstens ein Freund aus der Heimat.

Ja Peter wuchs der fröhliche Mut und die Zuversicht wieder.

„Paß mal auf, Hanni, Base Stine kommt sicher mit dem nächsten Zug nach“, tröstete das kleine Mädchen sein Brüderchen, das beinahe schon wieder zu weinen anfang. „Und denk mal, Hanni, gewiß ist Muttchen und Vater dann auch dabei. Muttchen hat doch gesagt, sie käme bald hinterdrein.“

„Ja, meinst du wirklich, Peterchen, daß Muttchen bald kommt?“ Hannis Blauaugen begannen wieder aufzuleuchten.

„Morgen früh sind sie bestimmt alle da!“ Glückliches Kindergemüt, das selbst, wenn es am düstersten ausschaut, noch zu hoffen vermag.

Da war Hanni getröstet. Und als Peter nun noch Brot und Wurst, Schokolade und Obst, die Gaben der Mitreisenden herauszog und sie zum Abendbrot zwischen dem Bruder, Hektor und sich teilte, vergaß er seinen Kummer vollends.

Bald aber kam eine neue Sorge.

Die Sonne war hinter den hohen Fabrikschornsteinen untergegangen. Es wurde Nacht.

„Du, Peterchen, wo sollen wir denn heute schlafen?“

Ja, wußte Peter das denn selbst!

Ratlos sah sie sich um. Einige Damen in weißen Ärmelschürzen, ein rotes Kreuz auf dem Arm, als ob sie geimpft worden seien, die vorher an die durchfahrenden Soldaten Kaffee und Brote verteilt hatten, rüsteten sich gerade zum Heimgehen.

Wer doch auch ein Heim hätte! Alle anderen Kinder in der großen Welt hatten ihr Bettchen, nur sie nicht! Das weiße Häuschen mit dem lustigen roten Ziegeldach und den grünen Fensterläden tauchte vor den beiden Kindern auf. Dort stand ihr Bett. Dort pflegte Muttchen ihre Lieblinge selbst jeden Abend zur Ruhe zu bringen.

Nein — nicht weinen, nicht daran denken! Peter, das energische kleine Mädel, wischte mit dem Handrücken eine fürwichtige Träne fort. Sie war die Älteste, sie hatte die Pflicht, für ihren kleinen Bruder zu sorgen.

Angelegentlich spähte sie umher, wo sich wohl auf dem jetzt leeren Bahnsteig eine Schlafgelegenheit bot.

„Sieh nur, Hanni, dort haben sich's die Leute in dem Eisenbahnwaggon bequem gemacht. Wollen wir sie bitten, uns auch mit unterkriechen zu lassen?“ Peter wies auf einen leeren Wagen, in dem mehrere Flüchtlingsfamilien Unterschlupf gefunden.

„Nein, nein, Peter —“ wandte Hanni vorsichtig ein. „Nachher fährt die Eisenbahn mit uns los, und wenn Muttchen und Base Etine morgen früh kommen, sind wir fort.“

Ja, das war richtig.

„Aber dort drüben, Hannichen, in den Heumieten auf dem Felde schlafen auch Flüchtlinge — — —“

„Ei nein — ei nein — da können Zigeuner kommen und uns stehlen“, noch viel ängstlicher wehrte das Brüderchen ab.

Immer dunkler wurde es. Silbersterne zogen am samt-schwarzen Himmel auf. Und immer müder wurden die beiden Kleinen nach der unterbrochenen Nachtruhe, dem ungewohnten Reisetag und all der Aufregung. Hektor beschloß als gute Kinderfrau, selbst ein Lager für seine beiden Schützlinge auszukund-

schaften. Suchend strich er umher, und bald verriet sein fröhliches Gebell, daß er etwas gefunden.

„Hanni, sieh nur, was Hektor herausgefunden hat, hier können wir schlafen!“ rief Peter erfreut.

In einem kleinen Schuppen stand ein niedriger Gepäckwagen, mit einem grünen Leintuch zugedeckt.

„Ist das nicht ein allerliebstes Häuschen? Und der Wagen gibt ein wunderschönes Bett für uns alle beide.“ Geschäftig breitete das kleine Mädchen ihre Decke, die sie als Bündel in der Hand trug, auf dem Wagen aus. Die Kleider der Base wurden als Kopfstissen zusammengerollt. Bald lagen Schwesterchen und Brüderchen, mit Urgroßmutter's türkischem Umschlagetuch warm zugedeckt, auf dem Wagen. Sorglich wie ein Mütterchen hüllte Peter ihren Hanni ein, daß er nur ja nicht frieren sollte. Zum Überfluß breitete sie auch noch das grüne Leinentuch über sie beide, damit sie keiner finden und stehlen konnte.

„Gute Nacht, Hannichen, schlaf wohl“, sie küßte den kleinen Bruder zärtlich.

„Muttchen soll kommen — Muttchen soll mir einen Gutenachtsuß geben und mit mir beten“, weinte Hanni in seiner Müdigkeit.

„Morgen, Hanni, morgen betet Muttchen wieder mit uns — heute müssen wir mal allein beten“, sagte die Kleine tapfer, trotzdem auch ihr bange war nach dem Gutenachtsuß der Mutter. Sie begannen beide ihr Abendgebet zu sprechen.

Aber Hanni kam nicht bis zu Ende. Die Augen fielen dem müden Jungen schon vorher zu. Und kaum hatte Peter zum Schluß noch gebetet: „Lieber Gott mach doch, daß morgen Vater und Muttchen bestimmt da sind — Amen!“ da schlief auch sie bereits. Hektor aber hielt getreulich Wacht bei den kleinen verlassenen Flüchtlingskindern.

4. Kapitel.

Zwei Vöglein, die aus dem Nest gefallen.

Herrlich hatten die beiden müden Kinder auf dem Handwagen geschlafen, genau so gut, als hätten sie daheim in ihrem Bettchen gelegen. Nicht einmal das Dampfen, Schnauben und Rässeln der unaufhörlich mit singenden Soldaten durchfahrenden Züge hatte sie aus dem Schlummer geweckt.

Am andern Morgen kam der Gepäckträger, dem der Wagen gehörte und zog denselben aus dem Schuppen, ohne die Kinder unter dem Leinentuch zu gewahren. Hektor beschnupperte den Mann mißtrauisch — meinte er es gut mit seinen Kindern?

Ver schlafen rieb Peter sich die Augen.

Nanu — ihr Bett bewegte sich ja!

Aber auch der Mann schüttelte den Kopf — was war denn mit seinem Wagen passiert, der war doch heute so schwer? Hatte einer ihm etwa einen Schabernack gespielt und ihm Feldsteine aufgeladen?

Er zog das grüne Leintuch fort und — „pohtausend, das ist ja eine nette Bescherung!“ rief er verduht und kratzte sich bedenklich den Kopf.

Von den lauten Worten war auch Hanni aus dem Schlaf emporgesfahren. Alle vier, Hektor einbegriffen, sahen sich mit den schlauesten Gesichtern von der Welt an.

„Ja, was soll denn das heißen, ihr kleinen Bagabunden, sich hier auf meinem Wagen breit zu machen, he?“ fuhr der Mann sie an. Aber er meinte es nicht so schlimm. Hanni verkroch sich ängstlich hinter Peter. Das kleine Mädchen aber schlug die braunen Augen treuherzig zu dem fremden Manne auf.

„Guten Morgen — ach, bitte schimpfen Sie doch nicht, lieber Herr Gepäckträger, daß wir hier auf Ihrem Wagen geschlafen haben. Wir hatten nämlich kein Bett, weil doch die alten Russen kamen“, sagte sie in der liebenswürdigen Art, die ihr alle Herzen gewann.

„Ach so — hm — ihr gehört zu den Flüchtlingen, wo sind denn eure Eltern?“ Das klang lange nicht mehr so unfreundlich.

„Die kommen erst mit dem nächsten Zuge nach“, berichtete Peter eifrig, „und Better Jochen und Base Stine auch.“

„Na, dann wartet nur hier auf dem Bahnhof auf sie, daß ihr sie ja nicht verfehlt.“ Der Mann hob die Kinder von dem Wagen herab und ging seiner Arbeit nach.

„Erst müssen wir uns waschen, Hanni. Muttchen sagt, Kinder, die nicht sauber sind, mag die liebe Sonne nicht leiden. Drüben am Brunnen können wir uns waschen.“ Die Kleine zog den Bruder hinter sich drein. Hektor folgte langsam. Ihm lag durchaus nichts daran, sauber auszusehen.

Die Morgentoilette ward so gut, wie es ging, beendet.

„Nun wollen wir unsere Milch trinken“, sagte Hanni. In den sieben Jahren seines Lebens war ihm täglich morgens sein Frühstück vorgesetzt worden. Der kleine Kerl vermochte es sich gar nicht vorzustellen, daß es heute anders sein konnte.

„Milch, Hanni — ja, wo sollen wir hier wohl Milch herfriegen? Und Brot haben wir auch nicht mehr, alles gestern abend aufgefuttert. Aber wenn Muttchen kommt, bringt sie uns bestimmt unser Frühstück mit“, tröstete Peter sich selbst und den Bruder, aus dessen Mienen deutliche Enttäuschung sprach.

Ja, wenn die Mutter gekommen wäre! Zug auf Zug fuhr ein und dampfte wieder heraus aus der Bahnstation, lud Menschen ein und aus. Alles fremde Gesichter. Nirgends Muttchens liebe Züge, Vaters blonder Bart. Nicht einmal Base Stine und

Better Jochen, auf welche die Kinder doch ganz bestimmt gerechnet hatten, wollten sich zeigen.

„Peter, es dauert so lange, bis Muttdchen kommt. Und ich habe solchen Hunger. Wann kriegen wir denn bloß unser Frühstück?“ Immer wieder fragte es das Brüderchen. Immer jämmerlicher klang's.

Ach, wußte denn das Schwesterchen es selbst? Auch die Kleine fühlte eine quälende Leere im Magen.

Aber was war denn das? Dort kamen ja die Damen mit den weißen Armelschürzen und den roten Kreuzen darauf, welche die Kinder schon gestern gesehen, wieder. Große Körbe mit Tassen trugen sie. Einige schleppten Eimer mit Kaffee und Milch herbei, und andere wieder Teebretter mit belegten Semmeln und Broten.

„Au fein, Hanni!“ Peter hopfte vor Freude wie ein Gummiball in die Höhe. „Sieh nur, die guten Damen bringen uns Frühstück. Das wird mal schmecken.“

Aber die „guten Damen“ gingen mit ihrem Kaffee und ihren Semmeln an den hungrigen Kindern vorüber. Zu einem gerade einfahrenden Militärzug schritten sie und versorgten die Feldgrauen reichlich mit ihren Liebesgaben. Immer wieder füllten sie ihnen Tassen und Töpfe, reichten sie ihnen die Schnitten.

Die Augen der hungrigen Kinder wurden von Minute zu Minute begehrllicher. Schließlich schob sich die Kleine, als sie sah, daß tatsächlich für sie beide nichts abfiel, kurz entschlossen zu einem Eisenbahnabteil. Dort hatte ein Landsturmmann schon drei Tassen Kaffee und vier Schnitten erhalten — der mußte sich ja den Magen verderben.

„Ach, lieber Herr Soldat, würden Sie uns nicht ein bißchen Brot und Kaffee abgeben? Wir haben nämlich heute noch gar

kein Frühstück bekommen und sind doll hungrig“, bat das kleine Mädchen zutraulich.

Der Vaterlandsverteidiger hatte selbst ein Büblein und eine kleine Dirn zu Hause. Liebevoll fuhr er den beiden fremden Kindern übers Haar, als wären es seine eigenen.

„Nehmt, ihr Kleinen, ihr sollt nicht leer ausgehen. Für euch langt es noch.“ Er reichte seinen vollen Kaffeeetopf dem kleinen Mädchen, und ein großes Schinkenbrot dazu.

Peter aber biß nicht hinein, wie sie es am liebsten getan hätte, sondern hielt es zuerst ihrem hungrigen Brüderchen an die Lippen. „Da, Hannichen, du hast noch mächtigeren Hunger als ich.“

„Braves kleines Mädel!“ Der fremde Soldat streichelte Peters Wange anerkennend. Ein Kamerad von ihm aber bot jetzt ebenfalls Brot und Kaffee dem selbstlosen kleinen Mädchen. Die beiden Kinder ließen es sich schmecken, und auch der brave Hektor wurde nicht vergessen. So gut hatte ihnen selten etwas gemundet.

„Ich will für euch beten, daß die Russen euch nicht totschießen, weil ihr so nett zu uns waret“, versprach Peter zum Abschied. Und dann winkten sie den beiden ins Feld Ziehenden noch nach, als der Zug schon längst davongebraust war.

„Was machen wir nun, Hanni, wollen wir spielen? Drüben an der Landstraße ist ein feiner Sandhaufen. Aber wir haben unsere Schaufeln vergessen mitzunehmen“, schlug Peter vor.

„Ach, Peterchen, wenn nun aber Muttdchen und Vater inzwischen ankommen, finden sie uns nicht.“ Trotzdem Hanni ein Jahr jünger war, pflegte er stets überlegter zu sein, als die lebhafteste Schwester.

„So lassen wir Hektor auf dem Bahnsteig, der kennt sie ja genau so gut wie wir. Hier ist es langweilig, wenn keine Züge ankommen.“ Das kleine Mädchen befahl dem Hund, der ihnen

getreulich folgen wollte, auf dem Bahnsteig zu bleiben. „Wenn sie kommen, dann rufst du uns, Hektor“, mit fröhlichen Sätzen sprang der kleine Wildfang zum Sandhaufen hinüber. Bald waren sie so in ihr Spiel vertieft, daß sie gar nicht mehr wußten, daß sie nicht daheim in ihrem Garten spielten, sondern irgendwo in der weiten Welt an einer fremden Landstraße.

Von einer Fabrik pfiff es Mittag. Der gesunde Jugendappetit stellte sich wieder ein.

„Wenn doch Vater erst zu Tisch käme“, meinte Hanni.

„Vater“ — hellauf lachte Peter. „Aber wir sind doch nicht zu Hause, Hanni, wir sind doch in Elbing. Sicher sind sie noch nicht da, sonst hätten wir schon Hektors Freudengebell vernommen.“

Als sie zum Bahnhof zurückkamen, lag Hektor, der dort gefessene Wächter, in der heißen Mittagsonne, hatte alle viere von sich gestreckt und schnaufte beim Schnarchen wie eine Lokomotive.

„Aber Hektor, schämst du dich denn nicht, du solltest doch aufpassen, ob Vater und Mutter nicht ankommen, und statt dessen schläfst du!“ Vorwurfsvoll zaulte ihn Peter an den Ohren munter.

Hektor ließ beschämt Ohren und Schwanz hängen. Dabei sah er die Kleine an, als wollte er sagen: „Wenn man solche alte Kinderfrau ist, wie ich, kann man einem ein kleines Nickerchen bei der Hitze nicht übelnehmen.“

Aber selbst wenn Hektor seiner Pflicht nachgekommen wäre, er hätte weder die Eltern noch Vetter Jochen und Base Stine zu sehen bekommen. Letztere irrten in Königsberg suchend nach den Kindern umher.

Was aber war aus Vater und Mutter geworden?

Herr Raschuba hatte sich, als er in Soldau von der Kriegserklärung gehört hatte, als einstiger Unteroffizier sofort zu seinem

Regiment nach Allenstein begeben müssen. Es war ihm nicht einmal vergönnt, Abschied von Frau und Kinder zu nehmen. Nur einen Brief hatte er durch einen Boten an seine Frau gesandt und sie darin beschworen, sofort mit den Kindern ihr so nahe der Grenze gelegenes Haus zu verlassen und sich außer Gefahr zu seiner Schwester nach Thüringen zu begeben. Der Bote aber hatte es vorgezogen, sich selbst in Sicherheit zu bringen, statt den anvertrauten Brief abzuliefern. So wartete Frau Raschuba vergebens auf ihren Mann oder auf eine Nachricht von ihm.

Aber die arme Frau sollte nicht Zeit haben, lange zu harren. Die russischen Horden, die den Flüchtlingen auf den Fersen folgten, drangen in das Dorf ein, brannten Häuser, Vieh, Ställe und Scheunen nieder und führten die dort zurückgebliebenen Bewohner als Gefangene ins Innere von Rußland und nach Sibirien.

Die beiden Kinder auf dem Elbinger Bahnhof ahnten nichts davon, daß ihr Vater bereits gegen die Feinde kämpfte, daß ihre Mutter als Gefangene nach Sibirien transportiert wurde. In daselbe Land, das die Kleinen vor einigen Wochen suchen gingen, weil dort Eisbonbons auf den Bäumen wachsen sollten, wie der Vater ihnen zum Spaß erzählt hatte.

Peter und Hanni wußten nur, daß es Mittagszeit war, und daß für sie der Tisch nirgends gedeckt stand. Die Damen vom Roten Kreuz hatten den Bahnhof verlassen. Auch der Gepäcträger, der ihnen öfters mal zugenickt hatte, war heimgegangen. Still und verschlafen, wie vorhin Hektor, lag der ganze Bahnhof jetzt in der heißen Augustsonne.

„Wo essen wir heute Mittagbrot, Peter?“ erkundigte sich Hanni.

Das kleine Mädchen hielt ratlos Umschau. Da fiel sein Blick auf die Landstraße, an der sie vorhin gespielt. Dort standen ja

prächtige Pflaumenbäume, über und über mit reifen blauen Früchten behangen.

„Ei, Hanni, komm, ich klettere auf einen Baum und schüttelte uns Pflaumen. Die Klöße denken wir uns dazu.“ Gewandt wie ein Eichfäbchen schwang sich die Kleine in die Äste und begann aus Leibeskräften den Baum zu schütteln. Ein blauer Regen prasselte herab. Hei, das war lustig. Die Kinder jubelten und ließen es sich nach Herzenslust schmecken.

Als sie noch bei bester Arbeit waren, kam ein Elbinger Bürger des Wegs. Mit gefurchter Stirn blieb er vor den beiden, die sich durchaus nicht stören ließen, stehen.

„Wißt ihr denn gar nicht, daß ihr euch eines Diebstahls schuldig macht, wenn ihr Pflaumen von Bäumen, die andern Leuten gehören, nascht?“ fragte er streng.

Mit verdunkten Gesichtern sahen ihn Peter und Hanni an. Nein, daran hatten sie allerdings mit keinem Gedanken gedacht.

„Zu Hause dürfen wir uns immer Obst von den Bäumen pflücken. Höchstens schilt Muttschen, wenn ich mir mein Kleid dabei zerreiße“, verteidigte sich Peter. Hanni schwieg eingeschüchtert.

Der fremde Herr schaute freundlicher drein.

Die Kinder waren sich ihres Vergehens offenbar gar nicht bewußt.

„Zu Hause gehören euch auch die Obstbäume, und diese hier sind fremdes Eigentum. Wo seid ihr denn daheim?“ fragte er.

„In einem weißen Häuschen bei Soldau, da ist es so schön — so schön — —“ Etwas ganz Seltsames geschah. Peter, der stets lachende Wildfang, hatte Tränen in den übermütigen Braunaugen.

„Und wo sind eure Eltern?“ forschte der Herr, dessen Inter-

esse geweckt war, als er merkte, daß er es mit Flüchtlingskindern zu tun hatte.

Das kleine Mädchen gab Auskunft, so gut es konnte.

„Und weil wir kein Mittagbrot bekamen, haben wir uns Pflaumen gepflückt“, setzte Hanni leise, sich entschuldigend, hinzu. Denn der Vorwurf des Fremden war dem braven Jungen sehr nahe gegangen.

„Also zwei Vöglein, die aus dem Nest gefallen — arme Kinder! Kommt mit mir mit, ich lasse euch in dem Lokal, in dem ich zu speisen pflege, ein ordentliches Essen geben. Pflaumen sind kein Mittagbrot.“

Peters Augen leuchteten auf. Hanni aber warf, trotzdem er auch gar zu gern ein ordentliches Mittagbrot gehabt hätte, bedenklich ein: „Wir sollten doch nicht so weit vom Bahnhof fortgehen, damit wir Vater und Mutter gleich sehen, wenn sie ankommen.“

„So will ich zuschauen, ob ich hier was für euch aufstreiben kann.“ Der fremde Herr nahm die Kinder an die Hand, denn er hatte inniges Mitleid mit den verlassenen Kindern. In der Bahnhofswirtschaft ließ er ihnen warme Suppe und Braten geben und freute sich, wie gut es seinen beiden Schützlingen schmeckte. „Wenn die Damen vom Roten Kreuz nachher wiederkommen, wendet euch an sie und erzählt ihnen eure Erlebnisse. Sie vermögen besser für euch zu sorgen als ich. Soviel ich weiß, ist eine Flüchtlingsstelle hier eingerichtet. Dort wird man am ehesten Nachricht von dem Verbleib eurer Eltern erlangen können.“ Mit diesem guten Rat verabschiedete sich ihr Wohltäter von Peter und Hanni.

Es war nicht so leicht, diesen Rat zu befolgen. Die Damen, welche all ihre Kräfte dem Dienst der Vaterlandsliebe weiheten, hatten keine Zeit für die beiden sich am Bahnhofsgebäude entlang-

drückenden Kinder. Die liefen mit ihren Erquickungen den ganzen Nachmittag von einem Militärzuge zum andern, denn die Züge folgten sich unausgesetzt. Immer neue Truppen führten sie zu der so arg gefährdeten Ostgrenze.

„Ach, liebe Dame, seien Sie doch bitte so gut —“ wie oft hatte Peter diesen Satz schon mit einem artigen Knicks begonnen. Aber weiter kam sie nie. Dann war die Angesprochene längst schon an ihnen vorübergeeilt, allenfalls noch ein „später, Kleine, später!“ zurückrufend. Aber später hatte sie dann in dem Drang der Arbeit die wartenden Kinder vergessen.

So verging der Tag, ohne daß einer von den vielen Zügen die heißersehnten Eltern gebracht, ohne daß Peter Gelegenheit gefunden hätte, eine der Damen um ihre Fürsorge zu bitten. Wieder ging die Sonne hinter den ruhigen Schornsteinen zu Bett. Wieder hatten die beiden „aus dem Nest gefallen Böglein“ kein warmes Nest zum Unterkriechen.

Leer wurde es auf dem Bahnsteig.

„Wir schlafen ganz einfach wie in der vorigen Nacht auf dem Gepäckwagen“, überlegten die beiden Kinder.

Ja, profit Mahlzeit! Der Schuppen war leer. Der Handwagen nirgends zu entdecken.

Ratlos sahen sich die beiden an. Wo sollten sie heute nacht nur ihre müden Glieder strecken?

„Da fährt ja der Gepäckträger mit unserem Wagen den Bahnsteig entlang. Flink, komm, Hanni, wir wollen ihn bitten, uns wieder darauf schlafen zu lassen“, rief Peter plötzlich und rannte dem Gepäckstücke davonrollenden Manne nach.

„Herr Gepäckträger, ach, lieber Herr Gepäckträger, bitte geben Sie uns doch Ihren Wagen wieder, sonst haben wir heute nacht kein Bett zum Schlafen“, rief sie hinter ihm drein.

Der Mann, der öfters am Tage mal ein freundliches Wort

mit den verlassenen Kleinen gewechselt, ob denn ihre Eltern noch immer nicht angekommen seien, machte halt.

„Ja, Kinderchen, heute brauche ich meinen Wagen selbst, ich habe Nachtdienst. Was fange ich denn nun bloß mit euch an? Ich kann euch doch unmöglich hier auf der Landstraße liegen lassen“, überlegte er, denn er hatte, trotzdem er am Morgen zuerst so barsch getan, ein gutes Herz. „Ach was, ein halbes Stündchen habe ich noch Zeit. Kommt nur mit mir nach Haus. Habe zwar selbst zehn eigene Kinder, aber zwei solche armen kleinen Würmer finden wohl noch einen Unterschlupf. Freilich, meine Alte wird nicht gerade sehr erbaut davon sein, aber — es ist Nächstenpflicht!“ Damit setzte er Peter und Hanni auf seinen Wagen, spannte sich und Hektor davor und fuhr mit ihnen durch die abendstillen Straßen der Stadt.

5. Kapitel.

Im Kohlenkeller.

Es war fast dunkel, als der Gepäckträger mit seiner Equipage vor einem armseelig kleinen Häuschen anhielt.

„Da wären wir“, sagte er, und es ward ihm jetzt doch ein wenig bedenklich zumute, wie seine Frau, die niemals sehr sanftmütig war, sich wohl zu seinen kleinen Gästen stellen würde.

Die blickten mit großen neugierigen Kinderaugen auf das wenig einladende Haus. Wie ganz anders hatte ihr schmuckes Häuslein daheim ausgesehen!

Aber noch erstaunter wurden die Blicke der beiden Kleinen, als der Gepäckträger jetzt mit einladendem „Kommt nur, kommt!“ ihnen eine schiefgetretene Kellertreppe voran herabzustiegen begann.

„Kohlenhandlung von Emilie Storchbein“ las Peter in aller Eile auf dem über dem Eingang angebrachten Schild.

Aber ehe die Kleine noch fragen konnte, was sie denn bloß in einem Kohlenkeller sollten, hatte ihr Führer schon eine wacklige Tür, die beim Öffnen einen scharfen Schellentön hören ließ, aufgestoßen.

Es war ein häßlicher, dunkler Raum, in den die Geschwister blickten. An den feuchten Wänden waren bis zur niedrigen Decke schwarze Kohlen aufgestapelt. Das machte ihn noch düsterer. Die Hängelampe vermochte die Kellerdunkelheit kaum zu erhellen.

In dem zittrig trüben Lampenschein gewahrten die gekommen folgenden Kinder eine Frau, die den struppigen Kopf über eine kleine Pappschachtel mit Geld beugte. Beim Anschlagen der Türschelle hielt sie im Zählen des Geldes inne und wandte sich zur Tür, wohl in der Meinung, ein verspäteter Kunde trete ein. Das war Frau Emilie Storchbein, die Frau des Gepäckträgers, welche neben dem Beruf ihres Mannes noch einen Kohlenhandel betrieb, um die vielen hungrigen Mäuler alle satt zu machen.

„Na, wieder mal was vergessen? Was haste denn noch zu holen?“ brummte sie ihren Mann an und begann von neuem mit dem Zählen ihrer Tageskasse. In der Finsternis bemerkte sie die beiden kleinen Gäste, welche die gedrungene Gestalt des Gepäckträgers verdeckte, nicht.

„Nein, mein Herzchen, im Gegenteil, ich habe dir etwas mitgebracht“, meinte ihr Mann, ein wenig unsicher, und schob Peter und den sich sträubenden Hanni nach vorn in den Lichtkreis.

„Manu?!“ stieß Frau Emilie Storchbein entgeistert heraus und nichts weiter.

Eine beklemmende Stille trat ein.

Der Frau fehlten vor Überraschung die Worte. Ihr Mann,

der auf eine stürmische Auseinandersetzung gefaßt sein mußte, wagte sich nicht weiter mit der Sprache heraus. Der bescheidene Hanni pflegte selten ungefragt zu sprechen, und selbst Peter, dem dreisten Ding, schwand angesichts dieser dunklen Ungemütlichkeit die freimütige Redheit.

Da äußerte sich als erster einer, der wohl am wenigsten das Recht dazu hatte: Hektor, der ihnen gefolgt, begann plötzlich feindselig zu blaffen. In seiner treuen Hundeseele fühlte er es, daß man den ihm anvertrauten Kindern hier nicht wohlgesinnt war.

„Ein toller Hund — ein toller Hund!“ Wie von der Tarantel gestochen, sprang Frau Emilie Storchbein jetzt in die Höhe. „Schaff die tolle Bestie hinaus und die beiden Rangen dazu!“ rief sie und flüchtete in die entgegengesetzte Kellerecke.

Peter hielt sich die Seiten vor Lachen. Herr Storchbein aber versuchte vergebens, seine ängstliche Frau von der gutmütigen Harmlosigkeit Hektors zu überzeugen.

„Nur für eine Nacht, Herzchen, wollen wir ihnen Obdach gewähren. Die armen Dingerchen mußten vor den Russen flüchten. Die Eltern sind ihnen noch nicht gefolgt. Man kann solche armen Würmer doch nicht auf der Landstraße lassen“, überredete er sie.

„So bringe sie in die Flüchtlingsstelle, dort wird man schon Rat schaffen. Was mußt du dich um ungelegte Eier kümmern! Hast wohl noch nicht genug an unsern zehn“, schimpfte die Frau.

„Morgen, Herzchen, morgen. Heute ist die Flüchtlingsstelle bereits geschlossen. Wo zehn Platz haben, werden die zwei dünnen Dingerchen schon noch mit unterkriechen können, nicht wahr, Herzchen?“

„Nichts als Dummheiten machst du. Aber morgen früh müssen sie mir aus dem Hause, das sage ich dir. Und den bissigen Roter jagst du sofort hinaus, dem wird's nichts schaden, wenn er auf

der Straße übernachtet“, befahl die mit „Herzchen“ Angeredete ärgerlich.

„Nein, unser lieber Hektor soll nicht fortgejagt werden!“ rief da eine weinerliche Kinderstimme in das Gezänk hinein. Hanni, das schüchterne Jungchen, schlang beide Arme um den Hals des vierfüßigen Freundes, um ihn zu schützen.

Peter aber rief mit blühenden Augen: „Wir wollen gar nicht bei dir bleiben, du garstige Frau, du! In deinem alten schmutzigen Keller gefällt es mir gar nicht. Bei uns zu Hause ist es viel, viel schöner! Hier graulen wir uns tot!“

„Ja, ich fürchte mich!“ Hanni weinte laut.

„Da hörst du's ja, daß sie gar nicht hierbleiben will, die undankbare Brut! Raus mit euch!“ Frau Emilie Storchbein, mit ihrer langen, dünnen Gestalt, ihrem Namen alle Ehre machend, wies gebieterisch zur Tür.

Aber wieder legte sich der kleine, gutmütige Herr Storchbein besänftigend ins Mittel.

„Sie wissen ja gar nicht, was sie reden, die dummen kleinen Dinger. Haben sich den lieben langen Tag auf dem Bahnhof herumgedrückt und vergeblich auf die Eltern gewartet. Da sind sie natürlich übermüdet. Kommt nur, Kinderchen, kommt, ihr findet nebenan schon ein Plätzchen zum Schlafen.“ Ohne noch eine Gegenrede seiner Frau abzuwarten, schob er Peter und Hanni, die viel lieber durch die Eingangstür wieder hinausgelaufen wären, in einen Nebenraum.

Das war die Stube. Aber viel freundlicher sah es auch dort nicht aus. Nur das notwendigste Hausgerät. Ein Tisch, ein Bett, ein paar wacklige Stühle, mehrere alte Kisten, die am Tage Stühle vertreten mußten und des Nachts zum Schlafen benutzt wurden. Keine hellen Gardinen, kein zierliches Deckchen, kein

freundlicher Blumenstock, wie es die beiden Kinder von daheim gewöhnt waren.

Bei einer qualmenden Küchenlampe saß ein etwa fünfzehnjähriges Mädchen und besserte gähnend zerlöchernte Kinderhöschen aus.

„Amanda,“ wandte sich der Bräuer zu seiner Ältesten, „hier sind zwei kleine Flüchtlingskinder, welche die Nacht über bei uns bleiben sollen. Weise ihnen einen Platz an und Sorge für sie.“

„Haben allein keinen Platz“, brummte Amanda, recht wenig erbaut von dem Auftrag, sah aber doch neugierig auf die kleinen Ankömmlinge.

„So, Kinderchen, und nun Gott befohlen — ich muß zum Dienst. Schlaft gut, morgen früh sehen wir uns wieder.“ Es war den beiden Kindern, als ob mit der breiten Gestalt des Herrn Storchbein ihr letzter Schutz von ihnen wich. Unsagbar verlassen kamen sie sich in dem häßlichen Keller vor.

Doch da war ja noch einer, der sie beschützen wollte und der schwanzwedelnd Peters herabhängendes Händchen leckte. Ungeachtet der Ausweisung der strengen Frau Storchbein hatte sich Hektor mit durch die Tür in die Stube gequetscht. Er gehörte zu seinen Kindern. Aber als er seine kleinen Freunde jetzt so verzagt dreinschauen sah, begann er, um ihnen Mut zuzusprechen, aufmunternd zu bellern.

Da kam Leben in die stille Stube, in der, bis auf die Älteste, bereits alles zur Ruhe gegangen war.

„Ein Hund — ein Hund!“ schrie, freischte und jubelte es durcheinander. Aus dem Bett, aus allen Ecken, aus allen Kisten kribbelte und krabbelte es — lauter kleine Storchbeinchen. Die einen jauchzten, die andern weinten und fürchteten sich. Ein Höllentumult herrschte plötzlich in dem stillen Keller.

Mit weitaufgerissenen Augen blickten Peter und Hanni auf

die vielen kleinen Storchbeine. Wo waren die denn bloß alle hergekommen?

In der Tür aber erschien, einen Lederriemen in der Hand, mit entrüsteter Miene die Mutter, Frau Emilie Storchbein.

„Wollt ihr wohl ins Bett — wollt ihr wohl Ruhe halten!“ herrschte sie ihre Sprößlinge an, die ebenso flink, wie sie aufgetaucht, wieder in sämtlichen Kisten und Ecken verschwanden. Denn wenn Mutter den Lederriemen in der Hand hatte, war nicht mit ihr zu spaßen.

Hektor fuhr kläffend auf seine Wirtin los, in der Annahme, die Bedrohung gelte Peter und Hanni. Er bekam als erster eins übers Fell gezogen. Das machte sein sonst so sanftmütiges Hundehertz noch rebellischer. Wütendes Gebell erklang. Es übertönte Hannis Weinen, Peters „Kusch dich, Hektor!“ und das Räsonieren der Frau.

Aus sämtlichen Kisten und Ecken lugten wieder aufgeregte Storchbeinchen.

Hektor wurde von Amanda auf Befehl der Mutter an die Luft befördert und setzte draußen sein Konzert fort.

„Und ihr macht jetzt auch, daß ihr zur Ruhe kommt. Wehe euch, wenn ich noch mal Radau höre, dann fliegt ihr ebenfalls raus!“ Mit diesem Gutenachtgruß wandte sich Frau Emilie Storchbein noch einmal zu ihrem kleinen Besuch, ehe sie ihr Geschäftstokal wieder aufsuchte.

Hanni weinte leise vor sich hin. Peter aber flüsterte, die kleinen Fäuste ballend: „Du, wir wollen tüchtig Radau machen, damit uns die böse Frau rauswirft. Auf der Straße ist es tausendmal besser, als hier im Keller.“

Noch ehe sie diesen Voratz ausführen konnte, trat Amanda auf sie zu. „Sucht euch nur einen Platz zum Schlafen, ich will jetzt auch ins Bett gehen, es ist schon spät“, gähnte sie.

Das war leichter gesagt, als getan. In dem Bett schliefen bereits vier Storchbeinchen, je zwei an dem Kopf- und zwei an dem Fußende. In einer Kiste waren zwei kleine Jungen, anscheinend Zwillinge, von etwa vier Jahren, einquartiert. In der anderen lagen zwei kleine Mädchen von drei und einem Jahr. Amanda und die zwölfjährige Meta schliefen auf einem Strohsack auf der Erde, während die Eltern noch eine kleine Kammer nebeneinander hatten.

„Wo sollen wir uns denn bloß hinlegen?“ erkundigte sich Peter, die aus dem Staunen über die vielen Storchbeine gar nicht herauskam.

„Seht selbst zu, ich weiß allein nicht!“ war die unliebenswürdige Antwort.

„Komm, kleines Mädchen, du kannst mit deinem Bruder hier auf meinem Strohsack schlafen“, klang's da aus einer Ecke. Meta, unterseht und rundlich wie ihr Vater, mit denselben freundlichen Augen, reichte den kleinen Fremden die Hand zum Willkommen.

Da fand es Peter, die eben noch fest entschlossen war, Radau zu machen, um bloß hinausgeworfen zu werden, nicht mehr ganz so düster in dem dunklen Kohlenkeller. Auch Hannis warmes Kinderhertz fror nicht mehr so arg.

„Wir haben ja noch gar kein Abendbrot gegessen“, schluchzte er, noch unter Tränen. Denn er hatte bisher niemals in seinem Leben hungrig ins Bett zu gehen brauchen.

„Das fehlt auch noch, fremde Jören mitfüttern zu müssen“, murrte Amanda. Meta aber lief gutherzig zu einer an die Wand gestellten Kiste, die den Schrank vertrat. Sie bestrich zwei Brotschnitten mit Pflaumenmus und reichte sie den hungrigen Kleinen.

„Wenn wir erst wieder zu Haus sind, darfst du uns mal be-

suchen, weil du so gut zu uns bist“, versprach Peter dankbar kauend. „Ach, da sollst du Augen machen, wie schön es bei uns ist. Ein weißes Häuschen haben wir mit einem roten Dach, und eine feine Stube mit einem grünen Plüschsofa. Und jedes von uns hat sein Bettchen, keine alte Kiste wie ihr hier, und — — —“

„Und einen großen Garten und einen Bach haben wir, und — und einen großen Vorratsschrank mit lauter Marmeladentöpfchen“, fiel Hanni, ebenfalls von der Erinnerung begeistert, ein.

„Ja, warum seid ihr denn da bloß fortgegangen, wenn's so schön bei euch zu Hause ist?“ beteiligte sich jetzt auch Amanda. Denn sie wollte ebenfalls gern mit eingeladen werden.

„Weil doch die alten Ruffen kamen. Da mußten wir mitten in der Nacht auf einem Leiterwagen fort.“

„Und denn waren Vetter Jochen und Base Stine, die uns mitgenommen, auch mit einemmal fort.“ Um Hannis beschmierten Mund begann es schon wieder weinerlich zu zuken.

„Ja, und Vater und Mutti sind nicht nachgekommen, trotzdem wir den ganzen Tag auf sie gewartet haben“, berichtete Peter weiter.

Wenn die beiden Mädchen auch nicht ganz aus der Erzählung klug wurden, soviel entnahmen sie doch daraus, daß die beiden fremden Kleinen, die sie noch soeben wegen ihres schönen Häuschens und ihrer feinen Stube beneidet hatten, durchaus nicht beneidenswert waren. Daß sie selbst es trotz des dunklen Kohlenkellers und des schlechten Strohsacks viel besser hatten, da sie daheim bei ihren Eltern sein konnten, als die in der Welt herumgestoßenen Flüchtlingskinder.

Selbst Amandas Mitleid war erregt. Sie wußte es nicht anders zu betätigen, als daß sie Peter und Hanni noch eine zweite Schnitte strich.

Nachdem auch die in den Mägen der hungrigen Kleinen ge-

wandert, war es aber nun wirklich höchste Zeit zum Schlafengehen geworden.

Meta troch mit auf Amandas Strohsack und überließ den fremden Kindern den eigenen. Aber die waren gar nicht entzückt von der Schlafstätte.

„Was, auf der Erde sollen wir schlafen wie Hektor?“ halb belustigt, halb auffällig klang's von Peters Lippen.

Aber da sie sah, daß auch die beiden großen Mädchen es sich auf ihrem Strohsack in der Ecke bequem machten, zog die Kleine den Bruder ebenfalls zu sich nieder. Rätklich küßte sie ihn zur „Gutenacht“.

„Schlaf wohl, mein kleiner Hannibruder, morgen kommen Vater und Mutti, und dann ist alles wieder gut“, flüsterte sie ihm unter Tränen zu.

Ja, heute war es nicht nur Hanni, der sich in den Schlaf weinte. Auch Peter, das übermütige Ding, vergrub den Kopf tief in den Strohsack, um die kleinen Storchbeinchen nur ja nicht durch ihr Schluchzen zu wecken. Gestern war doch noch der Mond und all die lieben Sternchen bei ihnen gewesen und hatten ihnen wie daheim zugelächelt. In den dunklen Kohlenkeller hier aber sandten sie keinen Schein. Nicht einmal Hektor, der treue Wächter, durfte bei ihnen sein. Nur sein Winseln erklang die ganze Nacht hindurch zum größten Ärger von Frau Emilie Storchbein.

6. Kapitel.

Wie es Peter und Hanni im Kriegskinderhort gefiel.

Leise ging es selten in dem Kohlenkeller bei Storchbeins zu. Aber solch ein Hallo wie an diesem Morgen war wohl noch niemals gewesen.

Karl und Otto, zwei durchtriebene Rangen, hatten kaum die Augen aufgeschlagen, als sie auch schon die noch schlafenden fremden Kinder auf ihrem Strohsack entdeckten. Daß sie dieselben auf irgendeine bubenhafte Art wecken mußten, stand bei den beiden im selben Augenblick fest. Die Frage war nur, wie?

„Wenn wir bloß eine Gießkanne hätten! Ob ich mal zum Nachbar Lehmann rumlaufe, daß er uns eine borgt?“ überlegte Otto flüsternd.

Im Hemd kannst du doch nicht auf die Straße, und bis du angezogen bist, sind die längst von selbst aufgewacht“, meinte sein Bruder.

„Wollen wir sie mit dem Reißigbesen ein bißchen unter die Nase fegeln?“

„Ei, ein Pinsel, der wär' noch viel schöner! Halt — ich hab's!“ Karl machte einen Luftsprung vor Freude. „Unser Schild ist doch erst neulich frisch angestrichen worden. Da steht noch ein grünes Farbenlöpschen mit einem Pinsel in der Kammer in der Ecke, der geht!“ Schon hatte der Junge sich in den Nebenraum geschlichen und kam, mit dem Pinsel bewaffnet, zurück.

„Und ich?“ fragte Otto betrübt. Er wollte bei dem schönen Werk doch nicht unbeteiligt bleiben.

„Du nimmst einfach den Wasserkrug statt 'ner Gießkanne.“ Die beiden Rangen schlichen sich zu dem Lager der schlafenden kleinen Gäste.

Die ahnten nichts von dem böswilligen Plan, der gegen sie geschmiedet wurde. Sanft schlummerten sie und waren im Traum wieder daheim bei ihrem Muttchen.

Da fühlte Peter plötzlich etwas Krabbelndes, abscheulich nach Ölfarbe Riechendes unter der Nase. Karl hatte den Pinsel mit der grünen Farbe, so, wie er war, in Bewegung gesetzt. Aber ehe das kleine Mädchen sich noch darüber klar werden konnte, was

das wohl wäre, verwandelte sich ihr Strohsack plötzlich in einen großen See. Denn Otto wollte doch nicht hinter Karl zurückstehen.

„Muttchen — Muttchen —“ laut auf kreischten Peter und Hanni vor Entsetzen. Aber ihr Muttchen war weit, weit fort, die hörte ihre kleinen Lieblinge nicht.

Die beiden Missetäter Karl und Otto johlten vor Vergnügen über den gelungenen Streich. Ja, Otto goß auch noch den Rest seiner Wasserkanne über den pudelnassen, laut brüllenden Hanni. Peter aber, kaum weniger durchweicht als ihr Bruder, sprang zornig auf die Füße und ging kampflustig auf die beiden Ruhestörer, die ihnen so arg mitgespielt, los. Eine wilde Schlacht entspann sich in dem Kohlenkeller, an der auch die beiden kleinen Zwillinge sich beteiligten. Aus Betten und Kisten lugten wieder neugierige Storchbeinchen.

Es wäre Peter trotz ihrer kräftigen Muskeln wohl arg ergangen, da sie sich gegen solche Übermacht zu verteidigen hatte, wenn nicht Frau Emilie Storchbein, gefolgt von Amanda und Meta, plötzlich zur Tür hereingestürzt wäre.

Die trennte scheltend die kleinen Kampfhähne, dabei freigiebig Rahentöpfe austeilend, ganz gleich, ob dieselben ihre eigenen Rangen oder die fremden Kinder trafen. Aber als ihr Blick jetzt auf den schwimmenden Strohsack und das darauf noch immer kauernde nasse Bürschchen fiel, kannte ihr Zorn keine Grenzen.

„Das kommt davon, wenn man sich fremdes Volk von der Straße aufliest und ins Haus nimmt. Hab' ich's nicht gleich gesagt? Jetzt verdirbt mir dieser Luntgut den Strohsack, gießt aus Schabernack die Wasserkanne darüber“, so begann Frau Emilie Storchbein ihrem Herzen Lust zu machen.

„Hanni hat das Wasser nicht ausgegossen, das war Ihr Junge!“ rief Peter, firschtrot vor Ärger, daß man den Bruder

ungerecht beschuldigte, dazwischen, während sie sich immer noch gegen heimliche Anrüffe ihrer kleinen Feinde wehren mußte.

Frau Emilie Storchbein hörte nicht oder wollte nicht hören. Wenn sie erst mal mit Schimpfen angefangen, kannte sie so schnell kein Ende.

„Sieh mich nicht so unverschämt an — nein, da hat die Marjell sich doch die teure Ölfarbe, mit der noch die Kellertür angestrichen werden sollte, ins Gesicht geschmiert. Jetzt hab' ich aber die Sache satt — raus mit euch!“ so schloß sie, nach Atem suchend.

„Wir gehen schon, wir gehen sogleich!“ Peter wollte ungestüm, so wie sie ging und stand, aus der Tür.

Aber Meta vertrat ihr den Weg. „Ihr müßt euch doch erst anziehen und einen Schluck warmen Kaffee sollt ihr auch vorher noch trinken“, sagte sie beruhigend, denn die armen Kinder taten ihr von Herzen leid.

„Karl hat ja überhaupt noch den grünen Pinsel in der Hand, das Mädels kann nichts dafür“, rief da auch Amanda.

„Ja, ich hab' ihn ihr weggenommen“, log Karl dreist. Aber Mutter und Schwester kannten den Schwindelmeier und glaubten ihm nicht. Er bekam noch eine mütterliche Ohrfeige für die Lüge, dann zog sich Frau Emilie Storchbein wieder in ihr Geschäftslokal zurück, denn die Türschelle erklang.

Amanda wuschte inzwischen die Sintflut auf, während Meta den fremden Kindern die Sachen trocknete und ihnen beim Anziehen zur Hand ging. Aber trotz Wasser und Seife wollte der grünfarbige Bart, der unter Peters Näschen prangte, nicht weichen. Karl hatte seine Sache zu gut gemacht.

Im Stehen tranken die Geschwister den braunen irdenen Topf Zichorienkaffee, welchen Meta ihnen brachte, aus. Sie nahmen sich nicht mal mehr Zeit, das Brot zu essen, sondern schoben es in die Tasche. Der Boden brannte ihnen unter den

Füßen in diesem ungastlichen Keller, wo sie so ungern gesehen wurden.

„Wenn Vater zu Hause wäre, würde er dafür sorgen, daß ihr nicht fortgejagt werdet“, meinte Meta noch beim Abschied.

Dankbar reichten die Geschwister den beiden Mädchen die Hand und nickten den vielen kleinen Storchbeinchen freundlich zu. Peter wechselte noch ganz schnell einen Abschiedspuff mit Karl und Otto. Dann standen sie wieder in dem dunklen Kohlenverkaufsraum, der am Tage kaum heller war als am Abend.

Peter schwankte. Sollte sie der mürrischen Frau, die sie geholt, Lebewohl sagen? Sie brachte es nicht über sich.

Da aber war Hanni, der gutherzige kleine Kerl, schon auf die Kohlenfrau zugegangen, machte seinen schönsten Diener und sagte wohlherzogen: „Ich danke auch vielmals.“

Frau Emilie Storchbein machte ein verblüfftes Gesicht. Wollte der Junge sie zum Besten haben? Oder dankte er ihr wirklich für das feuchte Lager und die Prügel, die er bekommen? Aber der Blondkopf schaute so treuherzig drein, daß an der Aufrichtigkeit seiner Worte nicht zu zweifeln war. Als nun auch Peter sich bezwang, und dem guten Beispiel ihres Bruders folgend, ihr die Hand zum Abschied reichte, brummte Frau Emilie Storchbein, lange nicht so unfreundlich, wie sie sich bisher gezeigt: „Na, laßt's euch gut gehen — hoffentlich findet ihr eure Eltern wieder.“

Peter und Hanni aber atmeten doch erleichtert auf, als die Türschelle des Kohlenkellers hinter ihnen erklang und Hektor sie mit Freudenlägen begrüßte.

Ach, hier draußen war Licht und Sonne! Die beiden kleinen Menschenpflänzchen, die man aus dem heimischen Erdbreich gerissen, und die in der dumpfen Kellerluft ganz verzagt die Köpfe hatten hängen lassen, hoben sie jetzt wieder zuversichtlich

Zum Bahnhof — flink, zum Bahnhof! Heute würden sie die Eltern dort sicherlich finden!

Durch die Straßen und Gäßchen fragten sie sich zum Bahnhof zurück. Es herrschte ein reges Gewühl dort. Militär- und Flüchtlingszüge waren soeben eingetroffen. Aber ach — unter all den vielen fremden Gesichtern tauchte auch heute kein bekanntes auf, soviel die Kinder auch forschten und suchten.

Nur der Gepäckträger schnaufte ein paarmal, schwer beladen, an ihnen vorüber und nickte seinen kleinen Freunden einen Gutenmorgengruß zu.

Als der schlimmste Andrang vorüber war, suchte Herr Storchbein seine beiden Schützlinge wieder auf.

„Na, gut geschlafen, Kinderchen, hat's euch bei mir gefallen?“ fragte er.

„Nee, gar nicht!“ stieß Peter mehr ehrlich als höflich heraus, während Hanni lieber schwieg.

„So — so — hm — — —“ Herr Storchbein fragte sich seinen Schädel. Er konnte sich denken, daß sich seine liebe Frau wohl nicht allzu freundlich gegen die kleinen Gäste gezeigt haben mochte. „Na ja, ärmlich ist es ja nur bei uns, aber hoffentlich geht es euch niemals schlechter als in unserem Keller.“

„Noch schlechter?“ Peter schüttelte lachend das hübsche Köpfchen. Das war doch ganz unmöglich.

„Es wird wohl das Wichtigste sein, ich übergebe euch gleich einer Dame vom Roten Kreuz. Die wird am besten Rat wissen, wie ihr eure Eltern wiederfindet.“ Herr Storchbein nahm die Kinder an die Hand und ging mit ihnen auf eine der Vorstandsdamen zu.

„Hier bring ich zwei ostpreußische Flüchtlingskinder. Sie sind vorgestern mit einem Flüchtlingszug hier eingetroffen. Die Verwandten, die sie mitgenommen, sind ihnen unterwegs ver-



Herr Storchbein - Wien.

Ein kleiner Held.

lorengegangen. Und die Eltern, auf die sie hier warten, sind bisher auch noch nicht angekommen“, erstattete er Meldung.

„Ach, ihr armen Kinder!“ der warmherzigen Dame traten die Tränen in die Augen. „Run erzählt mir mal, wie ihr heißt.“

„Peter und Hanni.“

„Und mit Vatersnamen?“

„Kaschuba“, Peter antwortete für den Bruder mit.

„Also Hanni und Peter Kaschuba“, notierte die Dame. Sie nahm als selbstverständlich an, daß der Junge Peter hieß und das Mädchen Hanni. Nachdem sie auch noch den Wohnort, die näheren Fluchtangaben und die Bahnstation, auf der sie die Verwandten verloren, festgestellt, meinte sie: „Ich werde sofort Nachforschungen anstellen lassen. Mit Gottes Hilfe gelingt es uns, eure Eltern oder wenigstens die Verwandten ausfindig zu machen. Inzwischen bringe ich euch in unserm Kriegskinderhort unter. Da könnt ihr mit kleinen Altersgenossen spielen und bekommt warmes Essen.“

„Au fein!“ Peter strahlte.

Hanni zupfte die Schwester heimlich am Ärmel.

„Wir können doch nicht vom Bahnhof weg, wenn Vater und Mutter ankommen“, flüsterte er scheu.

Richtig — das hatte Peter durch die in Aussicht gestellte Freude, mit Altersgenossen zu spielen, wieder mal vergessen.

Die Dame hatte Hannis leisen Einwurf gehört. „Ei, mein Jungchen, ihr könnt unbesorgt sein. Eure Eltern halten sicherlich zuerst auf der hiesigen Flüchtlingsstelle nach euch Nachforschungen. Kommt nur, ich liefere euch selbst ab.“

Die Kinder verabschiedeten sich von dem guten Gepäcsträger und folgten ihrer neuen Beschützerin zur Stadt zurück. Hektor trottelte selbstverständlich hinterdrein.

Das war eine freundlichere Stätte als der Kohlenkeller von Frau Emilie Storchbein, welche die Dame mit den Kleinen betrat.

„Auskunftsstelle für ostpreussische Flüchtlinge“ prangte an der einen Seite des großen Hauses. Und auf der andern „Kriegskinderhort“.

Trotzdem Peter und Hanni eigentlich viel lieber gleich in den Kinderhort gegangen, von dem durch die Fenster frohe Liedchen herauschallten, öffnete die Dame erst die Tür zur Flüchtlingsstelle.

Die Kinder betraten ein großes Zimmer mit einem langen Tisch. Daran saßen mehrere Damen und Herren und schrieben, schrieben ohne aufzusehen.

„Sicherlich lauter Briefe an Eltern von verlorengegangenen Flüchtlingskindern“, dachte Peter.

Hier wurde noch einmal ein Examen mit ihnen angestellt und alle Angaben in einem dicken Buch notiert.

Auch, ob sie noch irgendwelche Verwandten hätten, fragte man sie.

„Ja, Tante Friedchen in Thüringen“, rief Peter stolz. Aber wie der eigentliche Name von Tante Friedchen war, und an welchem Ort sie lebte, das wußten sie alle beide nicht.

Dann brachte die nette Dame sie endlich auf die andere Seite des Hauses hinüber in den Kriegskinderhort.

„Was machen wir aber mit dem Hund?“ überlegte sie, ehe sie die Tür öffnete. „Einen Hundekriegshort haben wir noch nicht eingerichtet“, setzte sie scherzend hinzu. „Und die andern Kinder mögen am Ende bange vor dem großen Tier sein.“

„Das brauchen sie nicht, Hektor beißt nicht. Und wenn ich zu ihm sage: ‚Kusch dich, Hektor‘, dann legt er sich gleich nieder und schläft den ganzen Tag“, beteuerte Peter.

„Hektor ist ja so gut“, klang es auch von den Lippen des kleinen Hanni, der bisher immer nur der Schwester das Wort überlassen.

„Na, dann meinerwegen!“ Hektor wurde in den Kriegskinderhort mit aufgenommen.

Und ich muß gleich im voraus erzählen, daß er sich musterhaft dort benahm. Er tobte und lärmte nicht wie Peter öfters. Er zankte und raufte nicht mit den Spielgefährten wie seine kleine Herrin, und er weinte nicht, wie es bei Hanni einige Male vorkam.

Vorläufig aber waren Peter und Hanni ebenfalls musterhaft artig, denn sie fühlten sich ja noch ganz fremd. Sie machten ihren Knicks und Diener vor einer jungen Dame mit einem freundlichen Gesicht, zu der die Kinder „Tante Ilse“ sagten. Die begrüßte die fremden kleinen Ankömmlinge herzlich und führte sie zu zwei leeren Plätzen. Denn in dem Raum standen Tische und Bänke wie in einer Schule. All die kleinen Mädchen und Jungen sahen mit großen Augen auf die beiden Neuen.

Es waren nicht lauter Flüchtlingskinder, wie Peter und Hanni annahmen, sondern meistens Kinder von Feldgrauen, die in den Krieg gezogen waren und deren Mütter einem Lebensunterhalt nachgehen mußten und ihre Kleinen daher nicht selbst beaufsichtigen konnten.

Tante Ilse legte bunten Ton vor die Neuhinzugekommenen. „So, Kinder, nun knetet mal daraus etwas ganz Schönes. Was willst du machen, Peter?“ Sie wandte sich an Hanni, da sie, wie alle andern, glaubte, er sei der Peter.

„Unsern Kaiser!“ lautete die patriotische Antwort.

„Und du, Kleine?“

„Ich mache unser Haus und Mutter und Vater!“ Eifrig setzten sich die kleinen Hände in Bewegung.

„Du, Tante Ilse, ich brauche aber noch viel mehr Ton, unser Haus ist so groß“, damit nahm Peter ganz ungeniert ihrer kleinen Nachbarin die Knetmasse fort.

Das ließ die sich natürlich nicht gefallen. Sie wollte ihr Eigen-

tum wieder haben. Peter sprang lachend damit in der Stube herum, auf den Tisch, auf die Bänke und schließlich — hast du nicht gesehen — war der Wildfang zum Parterrefenster hinaus in den Garten. Die Kinder, die noch eben so nett und ruhig gespielt hatten, tobten und lärmten vor Vergnügen. Und Hektor konnte man es schließlich auch nicht verdenken, wenn er sich ein bißchen an der lustigen Jagd durch lautes Gebell beteiligte.

Tante Ilse hielt sich beide Ohren zu. „Ruhig, Kinder, ruhig. Ihr tobt ja schlimmer als ein ganzes Heer Russen. Komm mal gleich wieder herein, Kleine, aber bitte zur Tür, nicht durch das Fenster“, denn Peter machte bereits Anstalten, wieder auf demselben Wege zurückzuklettern.

„So, mein Kind, und nun wird hübsch Frieden untereinander gehalten. Niemand darf dem andern etwas fortnehmen. Und dann merke dir, daß ohne meine Erlaubnis kein Kind das Zimmer zu verlassen hat.“ Troßdem Tante Ilse unzufrieden war, blieb sie gleichmäßig sanft.

Die Herzchen der beiden Flüchtlingskinder, die soviel Liebe von Hause her gewöhnt waren, flogen der netten Tante daher sogleich zu. Peter nahm sich fest vor, nicht mehr Grund zur Unzufriedenheit zu geben.

Dieser Vorfaß wurde ihr dadurch erleichtert, daß zwei junge Mädchen jetzt mit Frühstück erschienen. Beim Essen, Trinken und Schlafen sind die meisten Kinder ja artig. Vor jedes der Kleinen wurde ein Topf Grießsuppe gesetzt, dazu erhielten sie eine Semmel. Es war eine Freude, mit anzusehen, wie die Mäulchen leckten und schluckten. Keins von all den Kindern empfand so dankbar wie Peter und Hanni, daß wieder für sie gesorgt wurde.

„Warum ißt du denn nicht deine Semmel, mein Jungchen?“ erkundigte sich Tante Ilse bei Hanni, der trotz seines Appetits ungeschlüssig auf das Backwerk blickte.

„Unser lieber Hektor muß doch auch was kriegen“, ängstlich sah Hanni zu der Dame auf. War sie auch nicht ärgerlich, daß er sein Brot für den Hund aufsparte?

„Du bist ein gutes Kerlchen.“ Tante Ilse streichelte freundlich Hannis Flachskopf. „ß nur ruhig, für euren Hektor werden wir schon sorgen. Der erhält Milch und Brot.“

Nun schmeckte es den Kindern noch einmal so gut, da auch Hektor sein Teil bekam.

Nach dem Frühstück ging es hinaus in den Garten. Ach, war das dort schön — so schön wie daheim. Nein, eigentlich noch viel feiner, fand Peter, weil all die lustigen Spielgefährten dabei waren.

Hanni aber, der ein stilleres, sinnigeres Kind war, meinte, sein Muttschen müsse aus dem Haus treten und ihren kleinen Jungen in den Arm nehmen. Der dachte gerade in dem schönen Garten mit Sehnsucht an daheim.

Auch Peter wurde daran erinnert, daß sie sich nicht in ihrem Helmsgarten befand. Das war, als sie nur mal ganz schnell auf den hohen Birnbaum hinaufkletterte und zwei wilde Jungen es ihr sofort nachmachten.

Tante Ilse glaubte ihren Augen nicht zu trauen, wie sie die drei da oben halbsbrecherisch von Ast zu Ast turnen sah. Das Herz setzte ihr vor Schreck aus, denn sie hatte doch die Verantwortung für die Kinder.

„Wollt ihr wohl sogleich herunterkommen, Hanni“, befahl sie ernst.

Peter sicherte wie ein Kobold. „Ich heiße doch nicht Hanni, sondern Peter“, rief sie lachend hinab. Aber weder Tante Ilse noch die Kinder glaubten ihr das. Sicher machte die übermütige Hummel nur Spaß. Solange sie im Kriegskinderhort waren, nannte man daher Peter Hanni, und den Hanni Peter.

Es war nicht so einfach, Peter dazu zu bewegen, ihr lustiges grünes Nest zu verlassen. Die beiden Jungen, die sie zu dem Unfug verleitet, waren sogleich gehorsam von ihrem unerlaubten Ausflug zurückgelehrt. Peter aber schmauste eine saftige Birne nach der andern.

„Schmeckt fein!“ frohlockte sie. „Dir bringe ich auch eine mit hinab, Tante Ilse, weil ich dich lieb habe.“

„Ich kann dich aber nicht lieb haben, wenn du so ungehorsam bist“, Tante Ilse sah bekümmert drein.

Peters gutes Herz machte sich geltend. Tante Ilse sollte nicht traurig über sie sein. Wutsch — da war sie auch schon wieder den Stamm hinabgerutscht. Ungestim schlang sie ihre Arme um den Hals der jungen Dame.

„Ich will nur noch auf die Bäume klettern, wenn du es erlaubst, Tante Ilse,“ versprach sie eifrig, „damit du mich lieb haben kannst.“

Es war unmöglich, dem reizenden Dingelchen böse zu sein. Tante Ilse mußte lachen. „Na, da kannst du lange warten, bis du von mir die Erlaubnis dazu bekommst.“

Es war aber auch so wunderschön im Kriegskinderhort. Tante Ilse spielte lustige Kreisspiele mit den Kleinen, daß Peter gar nicht mehr ans Klettern dachte. Daß auch der scheue Hanni auftaute und sich nicht mehr heimbangte.

So verging der Tag im Umsehen bei frohem Spiel und Sang. Die beiden kleinen Flüchtlingskinder brauchten sich nicht mehr den Kopf zu zerbrechen, wie sie ihren Hunger stillen sollten, dafür sorgten gute Menschen, die den Kriegskinderhort errichtet. Auch nach einer Schlafgelegenheit hatten die verlassenen Kleinen heute nicht nötig zu suchen. In einem Nebenzimmer waren Betten aufgestellt, da brachte Tante Ilse Peter und Hanni, sowie drei andere Kinder, welche der Krieg ihrer Eltern beraubt, eigenhändig zur

Ruhe. Sie betete mit ihnen und küßte die heimatlosen Kleinen warmherzig.

„Weißt du, Tante Ilse, ich möchte immer hier im Kinderhort bei dir bleiben,“ flüsterte Peter ihr zärtlich beim Gutenachtsagen zu, „wenn — ja, wenn Vater und Muttychen auch hier wären!“

7. Kapitel.

Schwerer Abschied.

Fünf Tage waren Peter und Hanni nun schon im Elbinger Kriegskinderhort, und von Tag zu Tag gefiel es ihnen dort besser. Sie lernten niedliche Säckelchen flechten und kleben, nette Kinderlieder singen und sich mit den kleinen Spielgefährten gut vertragen. Bei dem friedfertigen Hanni war das eigentlich selbstverständlich; weniger bei Peter, die war es schon von daheim her gewöhnt, sich mit den Dorfbuben herumzuprügeln. Nur mit ihrem lieben Hannibruder war sie stets ein Herz und eine Seele.

Inzwischen gingen allerlei Briefe aus der Flüchtlingsstelle an die Heimatbehörde der Kinder, an die Bahnstation, auf der sie den Better und die Base verloren, und an mehrere Flüchtlingsstellen in anderen ostpreussischen Städten ab. Die Nachforschung bei der Heimatbehörde blieb unbeantwortet, da das Dorf in Händen der Russen war. Von den verschiedenen Flüchtlingsstationen kam die Auskunft, daß nach zwei Kindern namens Peter und Hanni Kaschuba nirgends Nachfrage gewesen sei. Denn Better Jochen und Base Stine hatten in ihrem einfachen Bauernverstand nicht daran gedacht, eine Flüchtlingsstelle zur Wiederauffindung der Kinder in Anspruch zu nehmen. Die hatten, nachdem sie selbst genügend nach den Kindern umhergesehen, sich ins Unabänderliche gefügt. Sie trösteten sich damit, daß die beiden wohl ihre Eltern

wiedergefunden haben würden und gut aufgehoben seien. Die Base blieb in Königsberg und der Vetter meldete sich zum Militär.

In dem großen Zimmer an dem langen Tisch hielten nun die Herren und Damen Rat, was aus Peter und Hanni Kaschuba werden sollte. Denn man mußte annehmen, daß die Eltern der Kinder beim Einfall der Russen, die alles niedergebrannt und niedergestochen hatten, ums Leben gekommen waren.

Die Flüchtlingsstelle brachte Flüchtlingskinder, deren Angehörige tot oder nicht aufzufinden waren, in Familien unter, die sich hochherzig in der schweren Zeit dazu erbieten hatten, ein fremdes Kind an Kindes Statt oder zur Miterziehung ihrer eigenen Kinder ins Haus zu nehmen.

Bald standen auch Peter und Hanni auf der Liste der auszugebenden Flüchtlingskinder.

Eines Nachmittags, als sie gerade mit Tante Ilse Vaterlandslieder sangen, erschien die Dame, die sie hergeführt. Sie sprach leise mit Tante Ilse und erfuhr, daß der Junge ein stilles, sanftes Kind sei und das Schwesterchen ein lebhaftes, ausgelassenes kleines Ding.

„Das paßt ja wunderbar“, sagte die Dame und wandte sich zu den Kindern.

„So, Hanni und Peter, nun kommt mal mit mir mit“, sagte sie freundlich.

„Sind Vater und Mutter angekommen?“ wie erwartungsvoll die Kinderaugen an den Lippen der Dame hingen. Es tat derselben ordentlich weh, die Kleinen enttäuschen zu müssen.

„Nein, Herzchen, im Gegenteil, alle Nachforschungen sind umsonst gewesen. Aber andere gute Leute haben sich erbieten, euch in ihr Haus zu nehmen.“

„Ei nein. da bleiben wir viel lieber bei Tante Ilse“, meinte

Peter und setzte sich ganz gemütlich, als sei die Sache damit erledigt.

„Das geht nicht, mein Kind“, sagte nun auch Tante Ilse. „Kinder, die ihre Angehörigen nicht hier am Ort haben, können nur vorübergehend Unterkunft bei uns finden. Es geschieht zu eurem Besten. Geht nur mit der Dame mit.“

Ja, wenn Tante Ilse es auch sagte, dann mußten sie wohl gehorchen.

So standen Peter und Hanni wieder vor dem langen Tisch und ahnten in ihrer kindlichen Unbefangenheit nicht, daß an demselben ihr künftiges Schicksal beschlossen wurde.

„Also Professor Kruse in Danzig wünscht einen ruhigen kleinen Knaben, der leicht zu erziehen ist, in sein Haus zu nehmen“, begann einer der Herren den Umstehenden aus einem Schreiben, das er in der Hand hielt, mitzuteilen. „Ferner sucht der Gutsbesitzer Herr v. Breskow ein kleines Mädel an Stelle seines verstorbenen Töchterchens zur Miterziehung für seine fünf Knaben. Die Sache paßt ganz vorzüglich. Bitte wollen Sie mal notieren“, er wandte sich an eine Dame. „Also Peter Kaschuba kommt nach Danzig zu Professor Kruse, Frauengasse 6. Und Hanni Kaschuba nach dem Gut Tiemendorf zu Herrn von Breskow.“ Der Herr glaubte natürlich, wie alle andern, daß Peter der Knabe wäre, und Hanni das Mädel.

Bis dahin hatten die beiden Kinder kaum zugehört. Was der Herr da mit den großen Leuten sprach, interessierte sie nicht. Peter belustigte sich inzwischen damit, Sonnenstäubchen zu fangen, während Hanni schüchtern an seinem Anzug herumzupfte. Kein Gedanke kam den beiden Kleinen, von welcher Tragweite die Worte des Herrn für ihr ganzes späteres Leben sein sollten.

Erst als Peter ihren Namen vernahm, horchte sie auf. Was

— zu einem Professor nach Danzig sollte sie? Und Hanni nach einem Gut? Das war doch sicherlich nicht an demselben Ort.

„Der Professor in Danzig muß sich ein anderes Kind suchen“, erklärte das kleine Mädel plötzlich ganz dreist zum größten Erstaunen all der Herren und Damen. „Ich bleibe bei meinem Bruder.“ Dazu schüttelte sie lebhaft ihr hübsches Köpfchen.

Den Umsitzenden taten die Geschwister, die das unbarmherzige Schicksal auseinanderreißen wollte, von Herzen leid. Aber man mußte froh sein, sie gut unterzubringen.

„Ja, mein Herzchen, danach geht es nicht. Zwei Kinder nimmt kein Mensch ins Haus“, wandte sich der Herr, der den Vorsitz führte, an das energische kleine Mädel. „Haltet euch zu morgen vormittag bereit. Zwei Damen, welche dieselbe Strecke fahren, werden so freundlich sein, euch an eurem Bestimmungsort abzuliefern.“ Damit war die Sache für ihn erledigt.

Doch nicht für Peter.

„Ich gehe aber nicht, ich reise nicht wo anders hin, ich will bei Hanni bleiben“, weinte und schrie sie mit der ganzen ungezügelmten Lebhaftigkeit ihres Wesens. Dazu trampelte sie mit den Füßen zur Bekräftigung ihrer Worte.

„Pfui, schäme dich, hier so ungezogen zu sein“, meinte eine der Damen tadelnd. „Wenn deine neuen Pflegeeltern dich so sähen, dann würden sie dich wohl kaum in ihr Haus nehmen.“

„Ich will auch gar nicht zu ihnen — ich will nicht — ich will bei meinem Hannibruder bleiben!“ Beide Arme schlang die ungezügelmte Kleine fest, ganz fest um den Bruder, als sollte er ihr sogleich entriffen werden.

Hanni, der noch viel entsetzter darüber war, daß er ohne Peter, die er von Kleinauf als seinen Schutz betrachtet hatte, zu fremden Leuten sollte, weinte in seiner stillen Art herzbrechend in sich hinein.

An dem langen Tisch war man bereits zu der folgenden Sache übergegangen. Keiner der Herren und Damen ahnte, daß eine Verwechselung stattgefunden. Daß Peter Kaschuba, welcher zu dem Professor nach Danzig kommen sollte, der einen kleinen Jungen wünschte, ein kleines Mädchen war. Und Hanni Kaschuba, die an Stelle des verstorbenen Töchterchens nach dem Gut geschickt wurde, kein Mädel, sondern ein kleiner Junge.

Die Herren und Damen verstanden ihr eigenes Wort nicht, denn Peter schrie unentwegt weiter:

„Muttschen — Muttschen — —!“ Ach, der Name, der sonst der Kleinen immer Hilfe und Beruhigung gebracht, wollte heute nichts nützen. Denn Muttschen war weit — weit.

„Du bist ein ganz undankbares Kind“, eine Dame führte die Kinder, welche störten, wieder zurück in den Kriegskinderhort. Erst Lante Ises liebevollem Zureden gelang es nach langer Zeit, das laute wilde Schluchzen des kleinen Mädchens zu besänftigen. Hannis bitterliche Tränen aber wollten nicht aufhören zu fließen.

„Weine nicht, mein kleiner Hannibruder“, flüsterte Peter ihm ins Ohr. „Ich gehe ganz, ganz bestimmt nicht von dir fort. Ich steige einfach mit in deinen Zug ein.“ Da trocknete auch Hanni endlich seine Tränen.

Aber die rechte Freude und der kindliche Frohsinn wollte den beiden Kindern trogalledem heute nicht beim Spielen kommen. Wenn auch Peter fest entschlossen war, sich nicht von Hanni zu trennen, so hatten sie doch alle beide ein unbehagliches Gefühl, wenn sie an den morgigen Tag dachten.

Goldener Sonnenschein lachte am andern Tage vom blauen Himmel, und auch die Menschen in den Straßen lachten und freuten sich, denn von den Häusern wehten bunte Fahnen, die ersten Siegesfahnen — Lüttich war im Sturm erobert.

Aber die Kinderchen, die da an der Hand von Lante Ise

durch die Straßen der Stadt Elbing dem Bahnhof zuschritten, sahen trotz der lustigen Fahnen gar nicht vergnügt drein. Nicht einmal Peter, die doch sonst stets mit der lieben Sonne um die Wette zu lachen pflegte.

War es der Abschied vom Kriegskinderhort und von Tante Ilse, oder war es das Gefühl, daß sie ihre Eltern nie mehr wiederfinden würden, wenn sie weit fort in eine andere Stadt kamen — Peter wußte es selbst nicht zu sagen. Die Trennung von Hanni hatte keine Schuld an dem ungewöhnlichen Ernst der Kleinen. Denn sie blieb ja bestimmt bei ihm, sie stieg ganz gewiß in seinen Zug hinein!

Hanni war weniger fest davon überzeugt. Wenn nun die Damen es nicht erlaubten, daß Peter mit ihm fuhr? Wenn er nun allein zu den fremden Leuten mußte, die ihn nicht kannten und ihn nicht lieb hatten? Das Herz schlug dem armen kleinen Kerl vor Angst.

Auf dem Bahnhof erwarteten sie zwei Damen, welchen Tante Ilse die beiden Kinder übergab. Zärtlich verabschiedete sie sich von den Kleinen, denn sie mußte zu den andern Kindern in ihren Hort zurück. „Schreibt mir mal, wie es euch ergeht — und Weihnachten besuchst du dein Brüderchen, nicht wahr?“ rief Tante Ilse noch aufmunternd zurück. Sie freute sich, daß das kleine Mädchen sich so artig in die unabänderliche Trennung von dem Bruder zu fügen schien.

Jede der beiden Damen hatte einen Zettel mit dem Namen des ihr anvertrauten Kindes und der Adresse der künftigen Pflegeeltern bei sich.

„Also Peter reist mit mir nach Danzig“, die eine Dame wandte sich zu dem kleinen Jungen, um ihn an die Hand zu nehmen.

„Ich bin ja Peter,“ sagte da zu ihrer Verwunderung das kleine Mädchen, „und Hanni ist mein Bruder.“

„So — so“, die Dame lachte. „Also kommst du mit mir nach Danzig. Aber was wird denn aus dem Hund?“ Sie blickte auf das große Tier, das die Geschwister zwischen sich führten. „Von einem Hund steht auf keinem der beiden Zettel etwas vermerkt.“

„Unser Hektor bleibt bei uns“, sagte Peter in so bestimmtem Ton, als sei daran nicht zu rühren.

„Das wird kaum gehen, Herzchen. Wer weiß, ob eure Pflegeeltern damit einverstanden sind.“

„Aber was fangen wir bloß mit dem Hund an, wo bringen wir ihn unter?“ überlegten die Damen in ziemlicher Verlegenheit.

„Ich würde ihn ganz gern nehmen, er könnte meiner Frau den Kohlenwagen ziehen“, ließ sich da eine Stimme hören. Es war der Gepäckträger, der seine kleinen Freunde begrüßt und die Überlegungen mitangehört hatte.

„Nein — nein — Hektor geht mit uns!“ beide Kinder riefen es in größter Aufregung.

Was — ihr lieber Hektor in den dunklen Kohlenkeller zu der unfreundlichen Frau Storchbein? Nein, das gaben Peter und Hanni nie und nimmer zu. Fest hielten sie Hektor, der schwanzwedelnd zu ihnen aufsaß, an seinem Halsband.

„Auf dem Gut würde der Hund am Ende Aufnahme finden“, meinte schließlich die Dame, welcher Hanni anvertraut war, als sie sah, wie schwer es den Kindern wurde, von ihrem vierfüßigen Freunde zu lassen.

„Ja, auf einem Gut kommt es schließlich auf ein Tier mehr oder weniger wohl nicht an“, erklärte sich auch die andere Dame zur ungeheuren Erleichterung der Kinder einverstanden.

Peter frohlockte. Wenn sie dann zu Hanni einstieg, blieben sie alle drei zusammen.

Ein Zug wurde signalisiert. Der Gepäckträger eilte davon, und die eine Dame wandte sich zu Peter: „So, Kleine, nun sage

deinem Brüderchen Lebewohl, der Danziger Zug wird gleich einfahren.“

„Was?“ Peters Augen wurden schreckensweit. „Hanni muß doch erst abreisen.“

„Nein, Hannis Zug geht erst in einer halben Stunde, wir fahren vorher.“

„Das geht doch aber nicht.“ Peter sah mit Entsetzen ihren schönen Plan zertrümmert. „Ich reise nicht nach Danzig, ich will mit Hanni und Hektor auf das Gut.“ Das Brausen des einfahrenden Zuges verschlang Peters Gebrüll.

„Flink — flink — einsteigen!“

Aber Peter rührte sich nicht von der Stelle. Den einen Arm hatte sie fest um Hannis Flachskopf, den andern um Hektors schwarzen Hundekopf geschlungen.

Hanni hielt ebenfalls sein Schwesterchen fest umklammert. Mit Gewalt mußte man die Kinder voneinander lösen, und das mit Händen und Füßen sich zur Wehr setzende kleine Mädchen in ein Bahnabteil heben. Peter schrie, als ob sie am Spieße steckte. Es gab einen großen Menschenauflauf auf dem Bahnhof.

Hektor, die alte, gute Kinderfrau, überlegte: War er dem brüllenden kleinen Mädchel, das man fortbrachte, nicht notwendiger als dem Hanni?

Mit einem Satz, ehe noch die Tür geschlossen wurde, war auch der treue Hektor hinterdrein gesprungen.

„Hü — ü üüü — —“ da pfiff die Lokomotive. Mitleidslos führte sie das laut nach ihrem Hannibruder schreiende Schwesterchen davon, während das Brüderchen, jämmerlich vor sich hinschluchzend, zurückblieb.

Wie würde es den beiden Flüchtlingskindern bei den fremden Menschen ergehen?

8. Kapitel.

Aus Peter wird eine kleine Annedore.

Die Nachmittagssonne lugte durch die blickblanken Fenster Scheiben in ein peinlich ordentliches Parterrezimmer hinein. Sie strich den Pelargonien über das rote Blütenhaupt und besäumte die schneeweißen Lüllgardinen mit feinem Goldrand. Dann spazierte sie zu dem runden Kaffeetisch vor dem schwarzen Ledersofa. Nicht hüpfend und tänzelnd auf ihren goldenen Strahlenbeinchen, wie das sonst wohl ihre Art war, nein, langsam und gemessen spazierte die liebe Sonne zum Kaffeetisch. Sie wußte ganz genau, daß hier in dem friedlichen Zimmer der beiden alten Leuten kein Ort zum übermütigen Tänzeln und Hüpfen war. Hier mußte alles hübsch leise und ruhig zugehen. Selbst Mädchen flötete nur gedämpft seine Lieder aus dem Bauer.

Herr Professor Adalbert Kruse und seine Schwester Fräulein Georgine saßen beim Nachmittagskaffee. So hatten sie Jahr für Jahr hier beisammen gegessen, bis sie alt geworden waren und ihre Haare weiß. Keiner von ihnen hatte geheiratet, um den andern nicht allein lassen zu müssen. Regelmäßig wie eine Uhr schnurrte das Leben der alten Geschwister in der kleinen Parterrewohnung ab. Wenn Fräulein Georgine sich mit ihrem Strickföhrchen draußen auf dem Beischlag, so nennt man in Danzig den alten Vorbau des Hauses, niederließ, dann wußte die ganze Frauengasse: Jetzt war es in fünf Minuten vier Uhr. Und wenn der Herr Professor, den großen, grauen Schlapphut auf das weiße Haar gedrückt, die blaue Brille auf der Nase, und selbst bei schönstem Sonnenschein mit einem Regenschirm bewaffnet, aus der Haustür trat, um seinen Mittagsspaziergang zu machen, dann setzten die Hausfrauen die Kartoffeln ans Feuer.

Professors galten in der ganzen Frauengasse als die zuverlässigste Uhr.

Heute aber mußten sich die Nachbarn sehr wundern. Von der nahen Marienkirche waren schon vier Schläge herabgedröhnt, und noch wollte sich trotz des warmen Wetters Fräulein Georgines kleine Gestalt auf der Hausbank nicht zeigen. Es war doch heute nicht Strichnachmittag für die Feldgrauen und auch nicht der Kaffeekränzchendienstag.

Die liebe Sonne mußte sich ebenfalls wundern. Nanu — der Herr Professor war ja noch bei der ersten Tasse Kaffee. Auch die Zeitung hatte er noch nicht zur Hand genommen, und es gab doch heute, wo die tapferen Feldgrauen den ersten Sieg erfochten, genug zu lesen. Immer wieder studierte er einen Brief, der nur wenige Zeilen trug. Es stand nichts weiter darin, als daß der Knabe Peter Raschuba am Freitag, dem 7. August, bei ihnen in Danzig eintreffen werde.

„Zweimal bin ich nun schon auf dem Bahnhof gewesen, Ginchén. Es ist mir unbegreiflich, daß unser kleiner Pflegejohn noch nicht da ist. Es muß jetzt am Nachmittag noch ein Zug von Elbing kommen, aber ich wollte unsere Kaffeestunde deshalb nicht versäumen.“

„Da hast du ganz recht getan, Adalbert. Unser Leben können wir nicht durch den Kleinen ändern. Er muß sich uns anpassen.“ Sie seufzte leise. Ihr Bruder wußte es gar nicht, was sie ihm und dem Vaterlande für ein großes Opfer brachte, daß sie sich dazu bereit erklärt hatte, ein fremdes, elternloses Flüchtlingskind ins Haus zu nehmen. Sie, die nie eigene Kinder, noch Neffen und Nichten besaßen, und daher kaum was mit Kindern anzufangen wußte.

„Hoffentlich ist es ein recht ruhiger, ordentlicher Knabe, den

man nicht allzuviel merkt“, meinte sie besorgt und schenkte ihrem Bruder die zweite Tasse ein.

„Ginchén,“ der Professor legte seine Hand auf die der alten Schwester, „ich glaube gar, du bist bange vor unserm kleinen Pflegejohn. Ich habe in meinem Schreiben an die Flüchtlingsstelle besonders betont, daß ich einen stillen, sinnigen Knaben ins Haus zu nehmen wünsche. Sollst mal sehen, Ginchén, was uns die Erziehung unseres kleinen Jungen für Freude machen wird. Ich habe doch früher am Gymnasium eine ganze Klasse übermühter Schlingel im Zaum gehalten. Es ist mir schwer genug geworden, meiner Augen wegen um die Pensionierung einzukommen.“

„Du bist eben mit Leib und Seele Lehrer, Adalbert“, mit Hebevollem Stolz blickte Fräulein Georgine auf den Bruder.

„Ja, aber nur für Jungen, vor Mädchenschulen behüte mich der Himmel! Einmal habe ich vertretungsweise an einer Mädchenschule unterrichtet, einmal und nicht wieder! Dieses Gesicht und Gebalbere, das ist nichts für einen ernsthaften Menschen. Und naseweis sind die Dinger noch obendrein — nein, ein kleines Mädchen hätte ich mir nie und nimmer ins Haus genommen. Nur einen Jungen, die sind nicht halb so schwer zu erziehen.“

„Zu einem Mädchen hätte ich auch niemals meine Einwilligung gegeben, Adalbert.“ Fräulein Georgine reckte ihre schmale Gestalt in die Höhe. „Ewig Zöpfe flechten und solch ein kleines Ding anpuken, spazierenführen und beschäftigen, nein, dazu ist man nicht so alt geworden. Ein Junge ist selbständiger, der braucht nicht viel Hilfe und —“

Da klingelte die Türschelle mit dem weißporzellanen Griff hell und scharf. Fräulein Georgine brach mitten in dem angefangenen Satz ab und laufte hinaus, wo Minna, die alte Dienerin, die

schon über dreißig Jahre im Hause und mit ihrer Herrschaft ergraut war, öffnete.

Hundegebell — wer mochte das nur sein?

„Am Ende Kollege Springer, aber der läßt seinen Dackel doch stets zu Hause, wenn er zu mir kommt, weil er weiß, daß du Hunde nicht magst“, auch der Professor horchte angestrengt.

Minna brachte eine Besuchskarte herein. Es war ein fremder Name. Ehe aber noch Fräulein Georgine würdevoll sagen konnte: „Ich lasse bitten“, wurde die angelehnte Tür aufgestoßen und ein großer, schwarzzottiger Hund sprang bellend in das stille Zimmer.

„Ein Ungetüm — was ist denn das bloß für ein Ungetüm!“ treischte Fräulein Georgine vor Schreck auf und sprang so jäh in die Höhe, daß sich die Kaffeetasse des Professors bräunlich über die blütenweiße Decke ergoß.

Während Fräulein Georgine in aller Hast die Kaffeeflecke aufzutupfen begann, trat auch schon durch die offengebliebene Tür die gemeldete Dame. An der Hand hielt sie ein kleines Mädchen, das mit großen, neugierigen Augen in der fremden Umgebung umherblickte.

„Ich bitte um Verzeihung,“ begann die Dame, „daß der Hund mitgekommen ist, aber die Kleine wollte sich durchaus nicht von ihm trennen.“ Sie machte eine Pause, auf eine Begrüßung wartend. Aber da dieselbe ausblieb und der Professor sich nur erwartungsvoll räusperte, denn er wußte nicht, was der fremde Besuch wünschte, fuhr sie fort: „Ich bringe Ihnen Ihr Pflegekind.“

„Wie — wa — as?“ Der Herr Professor und das Fräulein Georgine stießen es wie aus einem Munde heraus. Das alte Fräulein mußte sich an der Stuhllehne festhalten. Es wurde ihr schwarz vor den Augen.

„Ja, wo ist denn der Junge?“ Professor Kruse sah suchend in den Flur hinaus, als erwarte er noch jemand.

„Ein Junge?“ Die Reihe, ein bestürztes Gesicht zu machen, war jetzt an der fremden Dame. „Dieses kleine Mädchen ist mir von der Elbinger Flüchtlingsstelle für Herrn Professor Kruse in Danzig übergeben worden. Bitte sehr, hier ist die Bescheinigung, wenn Sie sich davon überführen wollen.“ Sie zog einen Zettel aus der Ledertasche.

Der Herr Professor holte die blaue Brille aus dem Etui, setzte sie umständlich auf die Nase und begann den Zettel Wort für Wort zu studieren.

„Hier steht Peter Raschuba — genau so wie in dem an mich gerichteten Brief. Wir haben uns bereit erklärt, Peter Raschuba in unser Haus zu nehmen, jedoch kein Mädchen — —“

„Aber ich bin ja Peter Raschuba“, sagte da eine helle, dreiste Kinderstimme. Mit lachenden Braunaugen — denn die Abschiedstränen waren inzwischen längst getrocknet — schaute Peter auf die verdunkten alten Leuten.

„Ein Mädchen, Adalbert, ein Mädchen — das überleb' ich nicht!“ Fräulein Georgine ließ sich mit zitternden Knien in einen Sessel sinken.

Der Professor äugte durch seine großen blauen Brillengläser scharf zu der Kleinen hinüber. „Ja, es hat Zöpfe und Mädchenkleider — es ist tatsächlich ein Mädchen. Aber wie kann nur ein solches den Namen ‚Peter‘ tragen? Sicherlich ist der Name allein an dem Irrtum schuld“, erklärte er.

„Water und Mutichen haben mich doch so genannt, weil ich ein halber Junge wäre, sagten sie.“ Übermütig lachte das kleine Ding.

„Ein halber Junge, Adalbert, auch das noch — können wir das Mädchen denn nicht gegen einen richtigen Jungen austauschen?“

Peter vollführte einen Freudenhock und sprang dabei dem

alten Herrn Professor auf die Hühneraugen. „Au ja, dann kann ich gleich wieder zu meinem Hannibruder reisen, au ja!“ Man konnte es ihr wohl nicht verdenken, daß es ihr nicht sonderlich bei den alten Leuten gefiel, die über ihr Erscheinen so entsetzt waren.

„Ein Bruder — ei, vielleicht ist da wirklich ein Austausch möglich“, wandte sich der Professor jetzt an die fremde Dame.

„Ich kann darüber nichts sagen. Ich weiß nur, daß der Kleine auf ein ostpreußisches Gut gekommen ist. Vielleicht wenden sich die Herrschaften noch mal an die Elbinger Flüchtlingsstelle. Vorläufig darf ich aber wohl meine kleine Schutzbefohlene in Ihrem Hause lassen. Der Zug geht in einer Stunde weiter. Ich habe meine Reise nur unterbrochen, um die Kleine hier abzuliefern. Und am Ende gewinnen Sie inzwischen Ihr Pflögetöchterchen so lieb, daß Sie es gar nicht mehr austauschen mögen. Es ist ein prächtiges, warmherziges Kind, bei all seiner ungestümen Lebhaftigkeit — und das traurige Schicksal, das es der Eltern und der Heimat beraubt hat, macht die Kleine doppelt liebenswert“, setzte die Dame noch leise hinzu.

Aber Peter horchte mit gespitzten Ohren. „Werde ich nun nicht umgetauscht?“ fragte sie mit sichtbarer Enttäuschung. Erwartungsvoll wanderten ihre Augen von einem zum andern. Die alten Geschwister sahen sich zögernd an. Ihre guten Herzen wollten es nicht zulassen, daß sie dem verwaisten Kinde die Türe wiesen. Aber ein Mädchen — nein, es war doch nicht denkbar!

„Versuchen können wir es ja immerhin, Gingen“, begann der Bruder sich als erster zu äußern. Ein paar Tage wird es schon gehen. Sehen wir, daß die Kleine sich nicht für uns eignet, können wir sie immer noch zurückschicken. In dieser großen Zeit muß ein jeder Opfer bringen —“

„Ja, man muß Opfer bringen!“ Fräulein Georgine beugte gott ergeben das graue Haupt.

„Na, was an mir liegt, das werde ich ganz sicher tun, um zurückgeschickt zu werden“, nahm sich Peter heimlich vor.

Die Dame verabschiedete sich, streichelte noch einmal Peters rosige Wädhchen und wollte zur Tür hinaus.

„Ja, aber der Hund — was wird denn mit dem Hund?“ Fräulein Georgine rief es ängstlich hinterher, als die Dame keine Miene machte, das Tier mitzunehmen.

„Der Hund gehört Ihrem kleinen Pflögetöchterchen, es ist ihr letzter Freund aus der Heimat, ein ruhiges, treues Tier. Es wird Ihnen keine Mühe machen“, damit empfahl sich die Dame.

Fräulein Georgine aber rang die Hände. „Adalbert, einen Hund noch obendrein! Ein kleines Mädchen und ein Ungetüm — kann das Vaterland wirklich solche Opfer von uns verlangen?“ Das sonst so ruhige Fräulein war ganz außer sich.

„Die ihr Blut für uns versprechen, bringen andere Opfer, Gingen“, sprach der Professor ernst. „Viele Mütter müssen ihre Kinder mit Tränen hingeben — uns führt der liebe Gott ein Kind ins Haus, und du weinst darüber!“ Ein leiser Vorwurf klang aus seinen Worten.

Da schob sich eine kleine warme Kinderhand zwischen die gerungenen Hände der alten Dame.

„Ach bitte, weinen Sie doch nicht über mich und über Seltor. Wir wollen uns auch alle beide ganz gewiß Mühe geben, daß Sie uns recht schnell wieder zurückschicken können.“ So treuherzig sahen die großen, braunen Kinderaugen in das runzlige Gesicht Fräulein Georgines, daß es der ganz eigenartig um das alte Herz wurde — warm und hell, wie niemals zuvor.

Einer plötzlichen Eingebung folgend, zog sie den dunkelblonden Kopf der heimatlosen Kleinen zärtlich zu sich nieder und

lächelte sie. „Sei uns willkommen, mein Kind, und lege deine Sachen ab. Wir werden schon Freunde werden. Jeder von uns muß sich Mühe geben. Nur der Hund! Hunde sind mir von jeher unsympathisch gewesen. Ein Hund paßt nicht in meine reinliche Wohnung. Das Tier muß fort — —“

„Dann bleibe ich auch nicht hier!“ In ihrer ungestümen Art hatte Peter Hektor beim Halsband ergriffen und wollte spornstreichs mit ihm zur Tür hinaus.

Der Professor vertrat ihr den Weg. „Nicht so hitzig, mein Kind. Du gehörst jetzt zu uns und kannst nicht einfach auf und davon. Wir wollen Elternstelle bei dir vertreten“, sagte er feierlich.

„Bei Hektor auch?“ zweisehend sah das kleine Mädchen zu ihm auf.

„Du sollst deinen Hund jedenfalls vorläufig behalten — es ist ihr letzter Freund aus der Heimat, Gönchen“, wandte er sich bittend an die Schwester. „Die Kleine lebt sich schneller bei uns alten Leuten ein, wenn sie einen Spielgefährten in dem Tier hat. Minna mag für ihn sorgen. Neben der Küche ist ja ein Verschlag, da könnte sie ihm ein Lager zurechtmachen.“

„Ach, Hektor darf auch ganz ruhig bei mir schlafen. Er kann in meinem Bett am Fußende liegen, dann macht er keine Mühe“, beeilte sich Peter zu versichern.

„Lieber Gott, das fehlte noch — ein Hund in meinen sauberen Betten! Nein, er bekommt seinen Korb im Verschlag. Und in meine blankgebohnerten Stuben darf er keinesfalls hinein, er hat mir jetzt schon lauter Tapsen auf dem Teppich gemacht“, anklagend wies die alte Dame auf den schöngeblühten Teppich.

Aber Peter hörte nur, daß Hektor bei ihr bleiben durfte. „Hurra!“ schmetterte sie durch das stille Zimmer, daß die beiden

alten Geschwister zusammenführen. „Hurra — wir bleiben beisammen! Mach' schön, Hektor, und bedanke dich.“

Und wirklich, der große schwarze Hund setzte sich gehorsam auf die Hinterfüße, machte schön und sah schweißwedelnd zu Fräulein Georgine auf, die ihm so wenig freundschaftliche Gesinnung entgegenbrachte.

„Nun muß das Kind aber erst Kaffee trinken, Gönchen, es wird hungrig sein nach der langen Reise“, erinnerte der Professor.

„Aber freilich, aber freilich, daß ich das auch bei all der Aufregung vergessen habe.“ Fräulein Georgine setzte die Tischklingel in Bewegung. „Minna soll heiße Milch bringen — ach, was wird unsere Minna nur dazu sagen!“

Die alte Dienerin erschien.

„Minna, der kleine Junge ist ein kleines Mädchen, und einen Hund hat es uns auch mit in unser stilles Haus gebracht — ach, Minna, das haben wir uns nie träumen lassen“, wehmütig nickte das Fräulein.

„Na, dafür ist Krieg, der stellt allens auf 'n Kopf“, sagte Minna mit Gemütsruhe.

„Bringen Sie heiße Milch für — für — ja, wie heißt sie denn nun eigentlich, Adalbert? Wir können doch ein kleines Mädchen unmöglich ‚Peter‘ nennen?“

„Nein, Peter ist ein Knabename“, bestätigte auch der Professor.

„Quatsch, unser Schuster zu Hause hat einen Kater, der heißt auch Peter, und der Pudel vom Herrn Lehrer ebenfalls“, verteilte die Kleine lebhaft ihren Namen.

„Quatsch ist ein ungehöriges Wort älteren Leuten gegenüber, denen du Ehrerbietung entgegenbringen sollst, mein Kind“, rügte der Professor. „Aber nun wieder zu dem Namen. Du bist weder ein Junge, noch ein Kater oder ein Pudel — —“

Silberhelles Kinderlachen unterbrach hier die ernsthafte Auseinandersetzung des alten Herrn. Peter konnte sich gar nicht beruhigen. Es kam ihr zu komisch vor, daß sie weder ein Kater, noch ein Pudel war. Hektor stimmte mit fröhlichem Gebläse in das lustige Lachen ein, und selbst Mädchen in seinem Bauer ließ seine Stimme etwas lauter ertönen. Es herrschte plötzlich wieder ein Mordsradau in dem friedlichen Zimmer. Der Herr Professor verstand sein eigenes Wort nicht mehr. Hatte er nicht recht, daß Mädchen naseweis und albern waren?

„Nun sage mir mal, mein Kind,“ begann er von neuem, nachdem die Kleine sich einigermaßen beruhigt hatte, „hast du denn nicht noch einen zweiten Namen, bei dem man dich rufen könnte?“

Peter dachte nach

„Eigentlich heiße ich überhaupt Annedore. Aber der Name paßt nicht für mich, sagt Mutti, Peter paßt viel besser. Und der Herr Lehrer in der Schule hat mich auch immer Peter genannt, nur wenn er ärgerlich war, rief er: Annedore Kaschuba, du störst schon wieder den Unterricht.“ Dabei hatte Peter ihre zierliche Gestalt nach vornüber geneigt, die Augen kiefelnd eingeknickt, und den Kopf bedauerlich auf die Seite gelegt. Ganz so mochte wohl der Herr Lehrer daheim ausgeschaut haben.

„Pfui, Kind, es ist nicht hübsch von dir, daß du deinem Lehrer nachmachst“, der alte Herr Professor schüttelte unzufrieden seinen greisen Kopf.

Fräulein Georgine aber rief erleichtert: „Also Annedore heißt du, das ist ja ein wunderschöner Name. Minna, bringen Sie heiße Milch für die kleine Annedore!“ Aber Minna war längst draußen und kam bereits mit einer großen Tasse wieder zur Tür herein.

„Wie so'n Wurm heißt, ist ja Nebensache, die Hauptsache ist,

daß es was in den Magen kriegt“, sagte sie, die Milch vor die Kleine setzend

„Ich finde Annedore gar nicht schön, ich will viel lieber Peter heißen. Ach bitte, bitte, wenn ich artig bin, können Sie doch wenigstens Peter zu mir sagen.“ Rührend klang die Bitte der Kleinen, die nicht nur Eltern, Heimat und Bruder hatte hergeben müssen, sondern jetzt auch noch ihren Namen verlieren sollte.

Aber der Herr Professor schüttelte den Kopf. „Nein, Annedore, Peter ist kein Mädchenname. Und nun noch eins, Kind, du sagst selbstverständlich ‚du‘ zu uns. Wir sind Onkel Albalbert und Tante Georgine.“

„Hahaha“, hell auf lachte Peter, oder vielmehr Annedore. „Tante Georgine? Das ist ja noch viel weniger ein Mädchenname als Peter. Georgine heißt die große rote Blume bei uns im Garten, die immer im Herbst blüht. Wenn die Dame Georgine heißt, kann ich ebenfogut Peter genannt werden.“

Nein, so naseweis hatte sich Herr Professor Kruse doch die Mädels nicht gedacht. Er kam aus dem Kopfschütteln gar nicht heraus.

Tante Georgine aber hatte keine Zeit, sich darüber aufzuregen, daß nach fast siebzig Jahren heute zum erstenmal ein kleines, vorlautes Ding sich über ihren Namen lustig machte. Die mußte sich über anderes aufregen

„Annedore, was soll denn das heißen, du vergießt ja die ganze Milch; um Himmels willen, doch nicht auf den Teppich —“ Aber da war es schon zu spät.

Das kleine Mädchen hatte von ihrer Milch in die Untertasse gegossen und sie ihrem Freund Hektor auf den Teppich gestellt. Der stieß gierig mit seiner schwarzen Schnauze dagegen — da floß die ganze schöne Milch über Tante Georgines behüteten Teppich. Zwar leckte Hektor sie sofort wieder eifrig auf, weniger

aus Ordnungsliebe als aus Hunger. Aber der hellgeblümete Teppich zeigte große, dunkle Flecke. Und Tante Georgine rang schon wieder die Hände.

„Ich sehe es kommen, meine ganze saubere Wirtschaft geht drauf“, jammerte sie. „Der Hund bekommt seine Mahlzeiten draußen bei Minna, merke dir das, Annedore.“

„Vielleicht kann ich auch draußen bei Minna und Hektor essen, Tante Georgine“, schlug die Kleine vor. Sie dachte sich das entschieden angenehmer, als drin in der Stube bei den ernsthaften alten Leuten, wo man nicht mal einen Fleck machen durfte.

Der heutige Tag hatte für Tante Georgine schon mehr Aufregung gebracht als sonst ein ganzes Jahr. Sie fühlte sich geradezu angegriffen.

„Adalbert, ich muß mich jetzt ein Stündchen mit dem Strickzeug draußen auf mein Bänkchen setzen, so ganz in Ruhe, daß ich mal erst wieder zu mir komme. Du willst doch gewiß in deinen Schachklub gehen — aber was fangen wir mit Annedore an?“

„Ich spiele mit Hektor inzwischen auf der Straße“, noch ehe der Professor die Angelegenheit gründlich, wie es seine Art war, überlegen konnte, war Annedore schon mit einem Ausweg bei der Hand.

„Bohlerzogene kleine Mädchen spielen nicht auf der Straße“, sagte Tante Georgine entschieden. War das Kind denn wirklich aus besserem Hause, wie es ihr Bruder in seinem Schreiben gewünscht hatte, wenn es draußen in der Küche essen wollte und auf der Straße spielen?

„Ich werde heute nicht in den Schachklub gehen“, Onkel Adalbert war mit seiner Überlegung fertig. „Statt dessen werde ich unserem Pflögetöchterchen unsere schöne, alte Stadt Danzig zeigen.“ Das kleine Mädchen ahnte gar nicht, was für ein großes

Opfer sein Pflögevater ihm brachte, daß er zum erstenmal seit Jahrzehnten auf seinen Schachnachmittag verzichtete.

Die alten Giebelhäuser der Frauengasse schüttelten verwundert ihr steinernes Haupt. Solange sie sich erinnern konnten, war noch nicht etwas so Merkwürdiges passiert. Fräulein Georgine erschien mit ihrem Strickförschen eine ganze Stunde später auf der Hausbank. Und der alte Herr Professor — nein, war es denkbar? Da spazierte sein grauer Schlapphut zwischen einem übermütig hopsenden kleinen Mädchen und einem schwarzen Vierfüßler die Straße entlang. Bald wußte man's in der ganzen Frauengasse: „Professors haben sich auf ihre alten Tage ein Kind ins Haus genommen. Und einen Hund haben sie noch zu bekommen. Na, wenn das nur gut abläuft!“

9. Kapitel.

Professors Pflögetöchterchen.

Hatte die kleine Annedore schon den ersten Tag das stille Haus des Professors auf den Kopf gestellt, so war dies in den folgenden Tagen noch viel mehr der Fall. Denn bei der Ankunft hatte sich die Kleine doch immerhin noch etwas fremd in der neuen Umgebung gefühlt. Aber bald war sie in den schön aufgeräumten Zimmern ganz heimisch, und da kam ihre lebhafteste Wildheit naturgemäß wieder zum Ausbruch.

Schön aufgeräumt — ach, Tante Georgine, die bis ins kleinste ordentlich und akkurat war, hatte gar keine Freude mehr an ihrer Wohnung. Steils lag jetzt etwas herum. Auf dem einen Stuhl ein zer Schlagenes Puppenbein, auf dem andern ein abgegangenes Strumpfband. Verlorene Zopfbänder fanden sich allenthalben auf dem Fußboden. Aber damit war's noch nicht getan. Auch

Papierschnitzel bedeckten jetzt Stühle, Tisch und Boden. Annedore machte Helme aus Zeitungspapier für sich und Hektor, ja auch für den Professor, Tante Georgine und Minna. Jeder mußte einen Helm mit einem Federbusch aufsetzen, denn es war ja Krieg.

Onkel Adalbert fügte sich lächelnd. Die gutmütige Minna war keine Spielverderberin, aber Tante Georgine, die nie an Kinderschertze gewöhnt war, wollte durchaus den Helm nicht aufsetzen.

„Dann bist du keine gute Deutsche, Tante Mine“, behauptete der kleine Frechdachs.

Da ließ sich auch die Tante herbei, den Federbuschhelm auf das graue Haupt zu drücken. Merkwürdig genug nahm sich ihr verhuldetes Gesicht freilich darunter aus. Ja, Annedore brachte es sogar mit ihren stürmischen, liebenswürdigen Bitten fertig, daß die alte Tante Mine den Staubwedel als Gewehr schulterte und mit ihr egerzierte. Sie selbst war der Leutnant, Tante Georgine und Hektor die feldgrauen Rekruten. Es ist schwer zu sagen, wem von beiden das Egerzieren mehr Mühe machte, dem alten Fräulein oder dem nicht weniger steifen Vierfüßler.

Aber das war doch nicht Annedores Schuld, daß gerade, als sie mit schnarrender Stimme, wie sie es auf den Egerzierplätzen hörte, „linksum lehrt ganze Kompagnie“ kommandierte, der alte Herr Geheimrat Wedel zur Tür hereintrat.

„Na, Fräulein Kruse, nun werden wir auf unsere alten Tage noch mal jung“, lächelte er in liebenswürdiger Weise und schulterte sogleich seinen Stock mit dem Silberknauf, um mitzumarschieren. Aber der Tante Georgine war die Sache äußerst peinlich. Blutröt riß sie den Papierhelm vom Kopf, daß sich auch das schwarze Spigenhäubchen, welches sie stets trug, löste und wie eine Trauerfahne in der Luft herumwehte.

„Entschuldigen Sie nur, Herr Geheimrat, daß Sie mich alte

Person bei solchen Kindereien antreffen. Aber die Annedore stellt ja das ganze Haus auf den Kopf und uns ruhige, verständige Leute dazu. Ach Gott, verzeihen Sie nur, daß es hier so lieberlich aussieht“, Fräulein Georgine suchte Papierschnitzel, Zopf- und Strumpfband eiligst zusammen. „Aber, weiß Gott, früher war es ordentlich bei mir, da konnte man vom Fußboden essen!“ Ein schwerer Seufzer folgte.

„Ihre Ordnungsliebe ist ja stadtbekannt, verehrtes Fräulein“, tröstete der Herr Geheimrat. „Ich komme ja auch nicht her, um mir Ihre Wohnung anzusehen, sondern um Ihr Pflögetöchterchen mal in Augenschein zu nehmen. Na, antreten, Herr Leutnant, stramm gestanden!“ Der alte Hausarzt sah lächelnd auf das bildhübsche kleine Mädel, das die Finger salutierend an den Papierhelm legte.

„Ei, schaut ja ganz famos aus, wie Milch und Blut, da haben Sie einen guten Griff getan, Fräulein Kruse.“

„Ja, meinen Sie, Herr Geheimrat?“ Das klang recht wenig überzeugt. „Eigentlich sollte es ein stiller, kleiner Junge sein und nicht solch ein lebhaftes, quecksilberiges Ding, aber — nun ist es doch mal da.“

„Sie werden es mit Ihrem warmen Herzen gewiß lieb gewinnen, Fräulein Kruse. Und für meinen verehrten Freund, den Professor, ist es eine nette Abwechslung und Anregung.“

„Zuviel Abwechslung, und mehr Aufregung als Anregung, lieber Herr Geheimrat. Jede Stunde bringt uns fast eine Überraschung. Annedore sorgt stets dafür, daß man nicht zur Ruhe kommt. Wir haben uns unser Pflögekind ganz anders vorgestellt.“

„So tauschen Sie das schlimme kleine Fräulein doch um“, scherzte der alte Geheimrat, dem es die strahlenden, braunen Kinderaugen angetan hatten.

„Oder — oder vielleicht kann ich den Onkel Adalbert und die Tante Gine gegen dich umtauschen, Herr Geheimrat, du bist viel lustiger“, schlug das kleine Mädchen freundschaftlichst vor. „Und mein Hannibruder könnte hierher zu Tante Gine kommen, der ist tausendmal artiger als ich und macht gar keinen Krach“, setzte sie in edler Selbsterkenntnis hinzu. „Dann wären wir doch wenigstens in einer Stadt.“ Wie sehnsüchtig die lustigen Braunaugen plötzlich dreinschauten.

„Ei, da nehmen Sie doch alle beide, verehrtes Fräulein“, meinte der Geheimrat neckend.

„Der Himmel bewahre uns!“ Tante Gine machte ein so entsetztes Gesicht, daß selbst Annedore lachen mußte, trotzdem es doch für sie ganz und gar nicht schmeichelhaft war.

„Wir haben schon an Annedore und ihrem Hunde mehr als genug. Sehen Sie, Herr Geheimrat, da haben Sie gleich eine kleine Probe. Annedore, willst du wohl aus meinen Blumenstöcken heraus! Nein, den schönsten Zweig hast du mir ja abgebrochen, Kind!“ Fräulein Georgine eilte zu ihren mißhandelten Lieblingen, die sie wie ihren Augapfel behütete.

Draußen zogen Feldgraue, blumengeschmückt, mit „Gloria — Viktoria“ die Straße entlang, da hatte die neugierige Kleine natürlich den Kopf zum Fenster hinausstecken müssen. Bestürzt sah sie jetzt auf das Unheil, das sie angerichtet.

„Ach, Tante Gine, der Zweig wächst ja wieder zusammen, den kleb' ich einfach an.“ Annedore war nie um einen Ausweg verlegen. Sie legte an dem Zweig, drückte ihn gegen den Pelargonienstock und — da lag auch der zweite Zweig abgeknickt in den Kinderhänden.

„Unnützes Mädchen!“ Ein Klaps brannte auf Annedores Finger. Ganz erschreckt sah die Kleine auf die sonst stets sanfte Tante. Mutchen war niemals böse gewesen, wenn sie mal aus

Versehen ein Zweiglein abgerissen, es gab ja so viele daheim im Garten.

„Sei nicht traurig, Tante Gine, wenn ich erst wieder zu Hause bei meinem Mutchen bin, schicke ich dir einen neuen, noch viel schöneren Blumentopf“, versprach sie eifrig.

Konnte man diesen bittenden Kinderaugen wohl böse sein? Tante Gine, deren gutem Herzen der Klaps bereits leid tat, zog die Kleine zu sich heran und küßte sie verzeihend auf die Stirn. „Na, lauf' in den Garten, hier machst du doch nichts als Dummheiten“, sagte sie schon wieder lächelnd.

Annedore pfiß ihrem Hektor, knickte vor dem Herrn Geheimrat und — hui — da war sie auch schon wie ein Wirbelwind zum Zimmer hinaus, die Tür weit hinter sich offen lassend.

„Annedore, schließe die Tür.“ Aber der Wildfang hörte nicht mehr. „Sehen Sie, Herr Geheimrat,“ wandte sich Fräulein Georgine jetzt an den Freund des Hauses, „so geht es täglich und stündlich. Ich fürchte, meine Nerven werden dabei aufgerieben. Und die Kleine selbst mußte in strengere Hände. Ich bin zu schwach für das ausgelassene Kind und verstehe zu wenig von Kindererziehung.“

„So werden Sie es lernen, Verehrteste. Wir müssen ja jetzt im Kriege alle umlernen. Sie haben doch eine so gute Stütze an unserm Professor — da kommt er ja gerade — 'n Tagchen, alter Freund, freut mich, daß ich dich noch spreche.“

Die beiden Herren schüttelten sich die Hände.

„Habe bloß mal die neuesten Kriegsdepeschen gelesen, es geht tüchtig vorwärts im Westen. Und im Osten wird Hindenburg den Russen auch bald die Flötentöne beibringen. Aber du hast ja nicht mal eine Zigarre bekommen. Schnell 'nen Aschbecher, Winchen“, der Professor reichte dem Geheimrat seine Zigarrentasche.

„Nanu, sollen wir etwa Murmeln spielen?“ lachte der, auf den Aschbecher weisend, den Fräulein Georgine ihm hinsetzte.

„Nein — die Annedore — nichts ist vor dem Mädel sicher! Jetzt benutz sie auch schon die Sachen meines Bruders, die nicht mal die Minna abstauben darf, für ihr Spielzeug“, klagte das alte Fräulein.

„Wir werden dem Kinde ein Schränkchen für seine Spielsachen und Schulbücher besorgen, daß es Ordnung halten kann“, überlegte der Professor. „Aber wo steckt es denn, unser kleines Fräulein? Es ist bald Zeit zur Schulstunde. Ich unterrichte sie nämlich ein paar Wochen selbst, daß sie zu Oktober in die Klasse kommen kann, in die sie ihrem Alter nach hineingehört. Ihre Dorfschule daheim scheint nicht besonders gewesen zu sein“, berichtete er, zu dem Freunde gewandt.

„Das Mädel sieht mir aus, als ob es einen offenen Kopf hat, das wird es dir nicht allzu schwer machen.“

„Doch, Wedel, wenn nur nicht soviel Dummheiten in dem Kopf Platz hätten. Lieber unterrichte ich eine ganze Klasse Jungen, als ein einziges Mädchen. Das hat ewig was anderes im Sinn — es ist kein Ernst in solchem Mädchenschädel — — —“

„Tante Gine — Tante Ginechen —“ laut jubelnd und blaffend kam es da wieder zur Tür hereingestürmt — Annedore und Hektor. In der Luft schwenkte die Kleine ein Sträußchen: „Tante Gine, das schenke ich dir, damit du nicht mehr traurig über den abgebrochenen Zweig bist. Jetzt freust du dich, nicht?“ Erwartungsvoll hielt Annedore der Tante ihr Sträußchen an die Nase.

Aber Tante Gine sah durchaus nicht aus, als ob sie sich freue.

„Stiefmütterchen — —?“ sie glaubte ihren Augen nicht zu trauen.

„Ja, die aller schönsten habe ich für dich gepflückt, sieh mal, gelbe sind auch dabei,“ die Kleine hopfte vor Freude auf und nieder.



119. Flüchtlingskinder 4.

Annedore überlegte, ob sie diesem Verwundeten die Rose schenken sollte.

„Unsere Stiefmütterchen, Adalbert, die wir eigenhändig gesät. Wie haben wir uns tagtäglich über die kleinen Pflänzchen gefreut, bis die ersten Blüten herauskamen. Und nun reißt uns dieses nichtsnutzige Kind alle Blumen ab! Habe ich dir nicht verboten, im Garten etwas zu pflücken?“ wandte sie sich, vor Ärger und Empörung Tränen in den Augen, an die ganz bestürzt dastehende Kleine.

„Ach — ich dachte, du wirst dich freuen. Muttchen hat sich immer gefreut, wenn wir ihr ein Sträußchen gepflückt haben. Ich — ich will wieder zu meinem Muttchen nach Haus!“ Mit zuckenden Lippen wurde das letzte trozig herausgestoßen. Aber weinen tat Annedore nicht so leicht. Ebenjowenig, wie Peter einst geweint hatte.

„Das Kind hat's gut gemeint, Fräulein Kruse. Wolltest der Tante eine Freude machen, nicht?“ nahm sich der nette Herr Geheimrat seiner kleinen Freundin an.

„Ein andermal wirst du gehorjam sein, Annedore. Im Gärtchen nicht auf den Rasen laufen und nichts abpflücken, nicht wahr, Kind?“ mischte sich auch jetzt Onkel Adalbert hinein.

„Ach, dann will ich gar nicht mehr in euren ollen Garten. Das ist ja langweilig, wenn man bloß immer auf dem einen Weg bleiben muß und nichts pflücken darf“, rief Annedore durchaus nicht einverstanden.

Tante Gine betrachtete inzwischen mit schmerzlichen Blicken ihre Stiefmütterchen. Da fiel ihr Blick auf den Faden, mit dem sie zusammengebunden waren. Es war feldgraue Wolle.

„Annedore, wo hast du den Wollfaden her?“ examinierte sie, nichts Gutes ahnend.

„Ach, den habe ich mir von deinem Knäuel abgerissen, bloß 'n Endchen, du hast ja noch soviel Wolle, Tante Gine.“

„An mein Strickzeug bist du gegangen und hast mir den Faden

durchgerissen?“ Tante Gine konnte es gar nicht fassen, daß jemand das wagte. „Ja, ist denn nichts vor dir sicher? Erst gestern sagte ich dir, als du mir die Stricknadeln aus den Maschen gezogen hattest — — —“

„Das war ich nicht, das war Hektor“, verteidigte sich die Kleine.

„Glauben Sie es nun, Herr Geheimrat, daß ich diesen ständigen Aufregungen nicht gewachsen bin? Ich fühle es schon wieder, daß ich meine Migräne bekomme. Ach, das hätte ich vorher wissen sollen!“ trübselig nickte die Tante vor sich hin.

„Das kleine Fräulein wird schon Vernunft annehmen. Es will doch sicher die Tante, die so gut für sie sorgt, nicht ärgern, was?“ Der Geheimrat hob den gesenkten Kopf der kleinen Sünderin zu sich empor.

Annedore schüttelte ihn, daß die Zöpfechen flogen.

„Ich kann doch nichts dafür, wenn gerade das, was ich tue, immer nicht erlaubt ist. Hier in Danzig sind ganz andere Sachen verboten als zu Hause“, beschwerte sie sich.

Die beiden alten Herren mußten lachen.

„Na, allmählich wirst du's wohl lernen, Annedore, was hier nicht erlaubt ist. Ei, da schlägt es ja schon elf — verzeihe, lieber Freund, aber es ist notwendig, daß wir unsere Schulstunde pünktlich innehalten.“ Damit verabschiedete sich der Professor, Annedore in sein Studierzimmer voranschreitend.

„Nanu, noch nichts zurechtgelegt? Jeden Tag muß ich dich daran erinnern, Annedore, daß du vor der Stunde Schulbücher und Hefte holen sollst“, tadelte der Lehrer.

„Morgen vergesse ich es bestimmt nicht wieder, Onkel Adalbert, da mache ich mir zwei Knoten, einen ins Taschentuch und einen in die Nase,“ lachend sprang der Strick davon, das Fehlende zu holen.

Nun konnte die Schulstunde beginnen.

„Deine häusliche Arbeit“, verlangte der Professor

„Sie ist nicht sehr schön, Onkel Adalbert“, bereitete die kleine Schülerin ihn schonend vor. „Hektor war neugierig und hat meine Diktatabschrift beschnüffelt. Da hat er die Tinte mit seiner Schnauze ausgewischt. Gut, daß seine Schnauze sowieso schon schwarz war, nicht?“

Onkel Adalbert lachte nicht, wenn es auch um seine Mundwinkel zuckte. Er war jetzt ganz und gar strenger Lehrer. „Solche fleckerliche Arbeit wünsche ich nicht wieder zu sehen. Wenn du Schularbeiten zu machen hast, hat der Hund nichts im Zimmer zu suchen, merke dir das.“

„Aber der mopft sich dann doch so doll, der arme Hektor“, warf Annedore traurig ein.

Der Professor hatte inzwischen in seinen sämtlichen Taschen zu suchen begonnen. „Das verstehe ich nicht, ich habe sie doch heute morgen beim Zeitunglesen gehabt, liegt sie etwa auf dem Schreibtisch?“ Auch dort fing er an unter Büchern, Blättern und Briefen zu kramen.

Annedore sah interessiert zu.

„Soll ich dir helfen, Onkel Adalbert — was suchst du denn eigentlich?“

„Meine Brille, Kind, meine blaue Brille. Das leere Futteral liegt hier an seinem Platz, aber die Brille — oder sehe ich sie nur nicht, weil ich keine Brille aufhabe? Schau du mal zu, Kind, du hast junge Augen. Ich kann ja ohne Brille gar nicht deine Arbeiten korrigieren.“

Annedore wurde rot. Sie schwankte. Daß ihre Arbeiten nicht durchgesehen werden konnten, war ihr höchst erwünscht, aber ihre Ehrlichkeit trug den Sieg davon.

„Onkel Adalbert, ich weiß, wo deine Brille ist, ich hole sie gleich“, sie lief davon und kam mit der Gesuchten zurück.

„Da“, sagte sie und hoffte, daß die Angelegenheit damit erledigt sei.

„Wo war sie denn?“

„Im Garten.“

„Im Gärtchen, ja, aber ich bin doch heute überhaupt noch nicht in unserm Gärtchen gewesen“, verwunderte sich der Onkel.

Nun half es nichts, Annedore mußte beichten.

„Ach, Hektor und ich, wir beide haben vorhin Schule gespielt. Ich war der Lehrer. Und damit er auch Respekt vor mir hat, habe ich mir deine blaue Brille dazu aufgesetzt. Da sah ich genau wie du aus, Onkel Adalbert. Aber ich habe sie nicht entzwei gemacht, bloß ein kleiner Sprung ist drin. Muttschen sagt immer: „Töpfe, die einen Sprung haben, halten am allerlängsten.“ Wie ein Mühlrad ging das Plappermäulchen.

„Was — ein Sprung ist in meiner Brille?“ Der Herr Professor machte vor Schreck selbst einen Sprung von seinem Stuhle auf. „Das ist ja unerhört, daß du dich an meine Sachen wagst. Wo ich meine Brille so notwendig brauche — Annedore, jetzt sage ich es dir zum letztenmal: Dinge, die mir gehören, sind kein Spielzeug für dich!“ So ärgerlich hatte Annedore Onkel Adalbert seit ihrer fast zweiwöchigen Anwesenheit im Hause noch nicht gesehen.

Berknirscht senkte sie das dunkelblonde Köpfchen.

„Ich werde deine Brille nie mehr nehmen, Onkel, nie mehr! Wenn ich mal eine ganz notwendig zum Schulspielen haben muß, dann hole ich mir lieber Tante Gines Brille, die braucht sie doch nicht so nötig, wie du“, versprach die Kleine treuherzig.

„Unterstehe dich — Tantes Sachen werden ebensovienig angefaßt wie meine“, der Professor stieß einen hörbaren Seufzer

aus. Hatte seine Schwester nicht recht, daß mit dem Kinde nicht fertig zu werden war? Muteten sie sich nicht wirklich zuviel zu auf ihre alten Tage?

„Nimm dein Lesebuch vor, die Abschrift werde ich nachmittags durchsehen, wenn ich ein neues Glas in meiner Brille habe“, unterbrach der Professor schließlich sein Grübeln.

„Onkel Adalbert — — —“

„Ja — woran liegt's denn noch?“

„Onkel Adalbert, ach bitte, können wir heute nicht mal aus dem Herzblättchen vorlesen? Das olle Lesebuch ist langweilig und hier stehen so schöne Geschichten drin. Ach bitte, ja?“ Mit einem Satz war der Wildfang auf dem Knie des Lehrers und streichelte bettelnd sein runzliges Gesicht.

Der Herr Professor saß starr. Vierzig Jahre lang hatte er unterrichtet, fleißige und faule Schüler. Aber daß ein Schüler statt aus dem Schulbuch aus einem Geschichtenbuch lesen wollte und ihm, dem Lehrer, außerdem noch auf den Schoß sprang und ihn streichelte, nein, das war ihm doch noch nicht vorgekommen. Stimmt es nicht, wenn er sagte, lieber eine Klasse mit fünfzig Jungen, als ein einziges Mädchen?

„Nicht wahr, du erlaubst es, Onkel Adalbert? Es ist ja noch ein Buch aus Tante Gines Kinderzeit.“

„Geschichtenbücher sind nach getaner Arbeit gut, jetzt wird erst die Pflicht erfüllt, Kind — flink, das Lesebuch!“

Der Professor nahm all seine Strenge zusammen, denn die braunen Augen baten und bettelten mit den streichelnden Kinderhändchen um die Wette.

Die Uhr, die nebenan unter der Glasglocke auf dem Kamin stand, ließ zwölf seine Schläge erklingen.

„Hurra — Pause!“ Annedore sprang jubelnd vom Schoß des Lehrers.

„Nein, mein Kind, Erholungspausen sind nur für fleißige Schüler. Du hast heute noch nichts geleistet, du wirst eine Stunde nacharbeiten.“

„Ei nein! In der Schule brauchten wir nur nachzusitzen, wenn eins gelogen hatte. Was soll denn bloß Hektor davon denken? Hör nur, er kratzt schon an der Tür. Er weiß ganz genau, wenn die Uhr zwölf schlägt, ist Pause. Ja, ich komme schon, Hektor.“

„Nein, du kommst nicht, du nimmst dein Lesebuch vor“, entschied der Professor mit aller Bestimmtheit.

Da half es nichts.

Ob auch Hektor noch so sehnsüchtig fragte, Annedore las mit lauter, schallender Stimme die Fabel von dem Fuchs und dem Raben. Allerdings wurde dieselbe hin und wieder durch ein „Ruf dich, Hektor!“ unterbrochen.

Bis die Minna erschien mit Briefen für den Herrn Professor und einer Karte für „Fräulein Peter Raschuba“.

„Von meinem Muttkchen etwa oder von Vater?“ Solch heller Kinderjubiläum war noch niemals in der stillen Studierstube des Professors laut geworden. „Onkel Adalbert, von Hanni ist sie. Selbst geschrieben — nur die Adresse nicht. Große Buchstaben hat er noch nicht gehabt. Ganz deutlich schreibt er: „Ibcs pederchen, ich bin ganz gesund. ein gruß

von dein hanni.“

War es da ein Wunder, daß Annedore gar kein Interesse mehr für den Fuchs, noch für den Raben hatte? Daß der Herr Professor immer wieder unzufrieden seinen Kopf schütteln mußte? Denn Annedores Gedanken waren ganz wo anders. Weit fort, zu dem Gut flogen sie. Wie mochte es ihrem kleinen Hannibruder nur inzwischen ergangen sein?

10. Kapitel.

Wie aus fünfen ein halbes Duzend wurde.

Auf dem Gute Tiemendorf saß man beim Nachmittagstee auf der rosenumrankten Veranda. Es war eine stattliche Schar Knaben, die sich da heiß und hungrig um den wachstuchbelegten Tisch drängte. Blauäugig, hellhaarig und braungebrannt, mit kräftigen Muskeln und überschäumendem Jugendfrohsinn — fünf an der Zahl. Der Älteste, Lothar, ging schon ins sechzehnte Lebensjahr, während Jörg, das Nesthäkchen, noch ein kleiner Daumenlutscher von vier Jahren war.

„Das gibt mal tüchtige Soldaten“, dachte Herr von Brestow in berechtigtem Vaterstolz, „die Jungen wissen ihre Fäuste zu gebrauchen.“ Er trug selbst feldgraue Uniform und war heute nur auf einen Sprung aus der nahen Garnisonstadt, wo er als Hauptmann der Reserve Truppen ausbildete, herübergekommen, um nach dem Erntestand zu sehen. Bald würde auch er ins Feld rücken. Er konnte es wie alle andern kaum erwarten, herauszukommen. Nur seine zurückbleibende Frau machte ihm Sorge. Die hatte sich von dem Schicksalsschlag, der ihnen im vorigen Jahre ihr einziges siebenjähriges Töchterchen an einer tödlichen Krankheit entzissen, noch nicht wieder erholen können. Bläß und still waltete sie ihres Amtes als Gutsherrin und Mutter. Selbst jetzt, während sie kaum Hände genug hatte, um all die Honigschnitten für ihre Spröhlinge zu streichen, wollte kein Lächeln ihr Gesicht erhellen. Und doch mußte einem das Herz im Leibe lachen, wenn man sah, wie es der hungrigen Gesellschaft mundete.

„Der Briefträger — der Briefträger —!“ Drei Paar Jungenhelme lehnten sich zu gleicher Zeit in Bewegung. Jeder wollte als erster die Post und die Zeitungen ergattern. Denn auf dem ab-

gelegenen Gut brannte man auf Nachrichten vom Kriegsschauplatz wie allenthalben im deutschen Land. Edmund, der zweite, der die längsten Beine hatte, kam bereits mit den Postsachen zurück.

„Briefe für den Vater.“

Herr von Breskow öffnete sie.

„Kinder,“ rief er, eins der Schreiben in der Hand, „was würdet ihr dazu sagen, wenn ihr wieder ein Schwesterchen bekämt?“

Die fünf saßen starr, die geöffneten Mäulchen vergaßen vor lauter Staunen, in das Honigbrot zu beißen. Wachte der Vater Scherz?

Da aber sagte die Mutter, lebhafter als es sonst jezt ihre Art war: „Hast du von der Elbinger Flüchtlingsstelle Nachricht, Georg?“

„Ja, morgen schon trifft unser neues Töchterchen ein. Steben Jahr ist es, gerade so alt, wie unsere Irma war. Es stammt von einem kleinen Landgut an der Grenze. Die Eltern sind höchst wahrscheinlich beim Einfall der Russen ums Leben gekommen. Jede Spur fehlt von ihnen. Nun wird es mir leichter werden, dich hier zurückzulassen, mein gutes Herz, wenn ich ins Feld hinaus muß. Solche kleine Marjell ist doch ganz was anderes als fünf wilde Schlingel, was, Mutter?“ Liebevoll schlang der Gutsbesitzer den Arm um seine Gattin.

Deren bleiches Gesicht hatte sich mit zarter Röte überzogen. „Morgen schon, Georg? Ei, da muß ich schnell das Zimmer von Irmenchen noch herrichten lassen. Und ihre Wäsche und Kleider wollen wir für das kleine Mädchen einräumen. Auch die Puppen, den Puppenwagen und die Küche vom Boden herunterschaffen.“

Herr von Breskow hatte seine Frau seit dem Tode ihres Töchterchens nicht mehr so lebhaft gesehen. Also hatte er mit seinem Vorschlag, ein kleines, elternloses Mädchen von den ost-

preussischen Flüchtlingen ins Haus zu nehmen, das Richtige getroffen. Seine Frau wurde von ihrem Schmerz abgelenkt und bekam wieder ein Töchterchen, für das sie sorgen konnte.

Die fünf jungen Herren von Breskow hatten sich inzwischen von ihrem Staunen erholt. Eine Flut von Fragen hagelte auf den Vater herab.

„Wie heißt das Mädel? Geht es schon in die Schule? Hat es blonde Zöpfe wie Irma? Ist es auch so lustig? Na, hoffentlich ist es keine Plärrliese!“ so machten sich die übervollen Herzen Luft.

Hanni heißt die Kleine — Hanni Raschuba; weiter kann ich auch nichts berichten. Einen Bruder hat sie noch, der zu einem Professor Kruse nach Danzig gekommen ist; schreibt mir die Flüchtlingsstelle. Nun seid lieb und nett mit der kleinen Marjell, daß sie sich bald bei uns einlebt und heimisch fühlt. Lothar und Edmund, ihr beiden Großen, könnt sie morgen mit dem Jagdwagen von der Bahnstation abholen. Ich muß heute abend noch in die Garnison zurück.“

„Hurra — hurra — —!“ Lothar und Edmund sprangen so ungestüm jubelnd über das Ehrenamt, das ihnen wurde, von ihren Plätzen auf, daß die Stühle umposterten.

„Hurra!“ brüllten auch die Kleinen, um den Krach noch etwas größer zu machen.

„Mutti, wenn Jörg doß is, denn heirat' er die neue Hanni“, ließ sich plötzlich das Nesthäkchen nachdenklich vernehmen.

„Ach, Unsinn, du bist viel zu klein für sie, ich bin doch schon acht Jahr — etsch!“ übertrumpfte ihn Werner.

„Ihr könnt sie alle beide nicht heiraten, erst kommen wir Großen ran.“ Friß, der mittelfste, wachte stets ängstlich darüber, daß er zu den beiden Großen mitgerechnet wurde, und nicht zu den zwei Kleinen.

„Ei, Lothar und Edmund, wie ist's denn mit euch beiden, wollt ihr auch die Hanni heiraten?“ lachte die Mutter. Wirklich, sie lachte zum ersten Male wieder.

„Erst muß ich mal sehen, ob sie nett ist“, meinte der Älteste, während Edmund, der jedes Ding gründlich tat, mit seiner Überlegung noch nicht fertig war.

„Also für die Kleine ist ausgesorgt“, der Vater lachte dröhnend. „Ihr heiratet sie alle fünf. So, und nun ist die Besperstunde zu Ende, und es geht wieder an die Arbeit. Kommt, ihr Großen, ihr sollt auf dem Felde beim Ausladen der Garben helfen. Können jetzt nicht Hände genug haben, wo das Mannsvolk alles zu den Waffen geeilt ist. Jungdeutschland muß daheim seine Vaterlandspflichten erfüllen.“

„Das tue ich auch, Vater, ich bin heute den ganzen Vormittag als Landbriefträger von Dorf zu Dorf geradelt“, stolz leuchteten Lothars blaue Augen.

„Und ich habe die Liebesgaben für die durchfahrenden Feldgrauen zur Bahnstation gebracht“, Edmund wollte nicht zurückstehen.

Der Vater und die großen Jungen griffen nach ihren Mützen.

„Inzwischen werde ich mit Werner und Jörg alles zum Empfang unserer kleinen Schwiegertochter herrichten“, scherzte die Mutter. Herr von Breskow war glücklich, daß seine Frau wieder scherzte. Das gewann der kleinen Hanni schon im voraus sein Herz. In der Tür wandte er sich nochmal zurück. „Na, Friz, und wie ist's mit dir, ich denke, du gehörst zu den Großen. Zehnjährige Knabenarme sind nicht zu verachten, willst du nicht mit aufs Feld?“

„Ich — ich —“ stotterte Friz und machte eine Pause. Heute wäre er mal ausnahmsweise viel lieber zu den Kleinen gezählt worden. Denn es war entschieden interessanter, das Spielzeug

für das neue Schwesterchen vom Boden herunterschaffen zu helfen, als bei der Bärenhige Garben aufzuladen. „Ich glaube, es ist wohl besser, wenn ein Großer hier beim Einräumen dabei ist“, kam es schließlich möglichst selbstbewußt heraus.

„Na, Mutter genügt schon dafür, aber wie du willst, Friz, auf Wiedersehen!“ Der Gutsbesitzer schritt mit seinen beiden Ältesten durch den Gemüse- und Obstgarten den in prallem Sonnenlicht sich dehrenden Feldern zu.

Friz bereute es nicht, daheim geblieben zu sein. War das lustig, all die hübschen Spielsachen, welche die Mutter seit dem Tode ihres kleinen Lieblings sorgsam verschlossen hielt, wieder bewundern und einräumen zu können. All die Puppen, das Himmelbett mit der mattblauen Seidendecke, die Küche mit der Wasserleitung und dem Kohlenkasten, für den die Kinder kleines Holz sammelten. Dann die Puppenstube, das Waschfaß mit Leine und Klammern — feuchten Auges hielt Mutter sie gerade in der Hand.

„Wie gern hat unser Irmchen ihre kleine Puppenwäsche draußen auf dem Rasenplatz zum Trocknen aufgehängt“, sagte sie leise. „Aber wir wollen nicht undankbar sein. Das kleine Mädchen, das der liebe Gott uns morgen ins Haus führt, hat noch mehr verloren, seine beiden Eltern und seine Heimat.“

Nun war alles zum Empfang der kleinen Hausgenossin bereit. Zufrieden überflog Frau von Breskow ihr Werk. Die kleine Hanni sollte sich bei ihnen wohl fühlen. Wie wollte sie das neue Töchterchen an ihr Herz nehmen und lieb haben — für ihre fünf Jungen blieb immer noch genug Mutterliebe übrig.

Wie waren die Stunden so langsam gekrochen, wie am nächsten Tage. Kaum hatte in aller Frühe der Hahn gekräht, da begann auch schon Klein-Jörg, der noch bei der Mutter schlief, zu trähen.

„Mutti, is heut' Freitag?“

„Ja,“ gähnte die Mutter. „gleich legst du dich wieder hin und schläfst.“

„Ei nein, Mutti, denn muß Jörg seß aufstehn, die neue Hanni wird bleich kommen.“

„Aber Jungchen, der Zug kommt doch nicht morgens um vier, sondern erst nachmittags“, beruhigte ihn die Mutter.

Auch die Größeren konnten die Zeit nicht erwarten. Friß und Werner hatten die Kinderstubenuhr eine Stunde vorgestellt, damit es rascher gehen sollte. Lothar und Edmund, die sonst ihre jungen Kräfte begeistert dem Vaterlande weiheten, machte ihr Dienst heute vormittag wenig Freude. Daß sie bloß nicht die Zeit verläumten!

Und nun war es endlich soweit.

Die Apfelschimmel scharren. Sie schienen ebenso ungeduldig wie die fünf Jungen. Lothar ergriff die Zügel, Edmund die Peitsche.

„Bitte, bitte, Mutti, laß mich doch als Lakai hinten aufsitzen“, bat Friß. Heute wollte er wieder zu den Großen gerechnet werden.

Die Mutter nickte lächelnd.

„In einer halben Stunde sind wir mit der Marjell wieder da!“ Der Wagen bog in die Pappelallee, die zur Bahnstation führte, ein

Natürlich kamen sie noch viel zu früh. Aber jetzt war es auf jedem Bahnhof interessant, wo so viele Truppenzüge durchkamen, selbst hier auf dieser kleinen abgelegenen Station.

Und schließlich fuhr auch der Zug von Elbing her, schnaufend und prustend, dicke Dampfwolken vor sich herstoßend, ein.

Die drei Jungen, die sich sonst nicht vor Tod und Teufel fürchteten, fühlten plötzlich ihre Herzen lauter schlagen.

„Quatsch,“ sagte Lothar zu sich selbst, „wegen so 'ner kleinen Marjell!“

Aber wo war denn das kleine Mädchen?

Nur wenige stiegen auf dieser Dorfstation aus. Ein paar Bauernweiber mit Kiepen auf dem Rücken, der Herr Kreistierarzt und eine fremde Dame, einen Jungen an der Hand.

Nirgends eine Spur von dem erwarteten Pflegeschwesterchen.

Die Dame sah sich suchend um. Dann schritt sie auf den Bahnvorsteher mit der roten Mütze zu, an den sie eine Frage richtete.

Der Mann wies nach dem Breskower Jagdwagen. „Da ist Fuhrwerk aus Tiemendorf“, deutlich hörten die drei Jungen seine Worte in der Nachmittagsstille.

Nanu, was wollte denn die fremde Dame mit ihrem Sohnen bei ihnen? Mutter erwartete doch keinen Besuch.

Da stand die Dame auch schon neben dem Jagdwagen, auf dessen Boß Friß, stolz, daß er die Zügel halten durfte, thronte.

„Ihr seid die Breskowschen Jungen aus Tiemendorf?“

„Jawohl“, die drei zogen höflich die Mützen und sahen die Fremden neugierig an.

„Na, Hanni, dann sage mal deinen Pflegebrüdern ‚Guten tag‘“, redete sie dem Kleinen an ihrer Hand, der seinen Kopf vor grenzenloser Schüchternheit tief zur Erde gesenkt hielt, aufmunternd zu.

Die Folge davon war, daß sich der Flachskopf noch tiefer zur Erde bohrte.

Die drei Breskowschen Jungen standen mit den schlauesten Gesichtern von der Welt da.

„Pflegebrüder — hatten sie recht gehört? Ja, war denn das die kleine neue Schwester, die sie erwarteten? Das war doch ein Junge, und ein grübdämlicher dazu, wie es schien, daß er sich so angstvoll hinter die Dame verkroch und nicht hochzugucken wagte.

Da keiner ein Wort sprach, begann die Dame von neuem:

„Ei, Kinder, seid doch nicht so steif miteinander. Reicht dem Hanni die Hand, er ist schüchtern und ein wenig bange vor der neuen Heimat.“

Also doch!

Lothar gab sich als ältester einen Ruck. „Aber — aber — Hanni ist doch ein Mädel“, stieß er noch ganz entsetzt hervor.

„Ein Mädel?“ Die Dame verstand ihn nicht.

„Na ja,“ fiel nun auch Edmund ein, „wir sollen unser neues Pflegegeschwesterchen Hanni Kaschuba von der Bahn abholen, aber doch keinen Jungen.“

„Jungens sind wir schon alleine genug“, rief Frik, welcher der dreiste war, grenzenlos enttäuscht dazwischen.

Die Dame schüttelte ganz bestürzt den Kopf.

„Da muß eine Verwechslung vorliegen, Kinder. Aber nun müßt ihr den kleinen Hanni schon mit euch heimnehmen. Ich will mit dem Zug, der in zwanzig Minuten kommt, weiter nach Königsberg und habe meine Reise hier nur unterbrochen, um den Kleinen abzuliefern. Sollte es euren Eltern nicht recht sein, daß sie statt des erwarteten kleinen Mädchens einen Jungen bekommen haben, können sie sich ja immer noch an die Elbinger Flüchtlingsstelle wenden. Leb' wohl, kleiner Hanni. Möge es dir in deiner neuen Heimat gut ergehen!“ Die Dame neigte sich zu dem ihr anvertrauten Kinde und küßte es abschiednehmend auf die Stirn.

Aber Hanni gab die Hand der Dame nicht frei. Nur um so fester hielten seine kleinen Finger die ihren umklammert.

„Wollen wir den Jungen denn wirklich mit heimnehmen?“ Lothar fragte es flüsternd, aber immer noch laut genug, daß Hanni es verstand.

„Was wird die Mutter bloß dazu sagen! Sie hat sich so auf ein Mädel gefreut.“ Auch Edmund wußte nicht, ob sie es

wagen sollten, den Eltern statt des Töchterchens den sechsten Jungen ins Haus zu bringen.

„Ach, und wir wollten sie doch alle fünf heiraten! Und Armchens Puppen und Rüche und all die schönen Kleider, das geht doch gar nicht, daß ein Junge das alles bekommt“, rief Frik empört.

Aber der kleine Hanni wollte gar nicht all die Herrlichkeiten besitzen. „Ich möchte nicht mit den fremden Jungen fahren — ich will bei dir bleiben, Tante. Bitte, bitte, behalte mich doch!“ bat er flehentlich, während die Tränen zu kullern begannen.

Na, das sollte ihnen fehlen, solch einen Heulpeter ins Haus zu kriegen!

Während die Dame dem Kleinen, dessen Vertrauen sie unterwegs gewonnen, leise zusprach, stiegen die drei jungen Herren von Breskow kurz entschlossen wieder auf ihren Wagen. Lothar ergriff die Zügel, Edmund die Peitsche und Frik schnalzte, um auch etwas dabei zu tun, mit der Zunge. Aber ehe die Apfelschimmel sich in Bewegung gesetzt, hatte die Dame den kleinen Hanni, der ein sanftes, nachgiebiges Kind war, in den Wagen hinaufgehoben.

„So, nun fährt mit Gott!“ Sie winkte dem in einer Staubwolke verschwindenden Gefährt nach.

Hanni bemerkte es nicht. Der saß neben Frik auf dem Hinterritz des Jagdwagens und hielt jetzt, statt der Hand der Dame, ängstlich das Wagengeländer umklammert. Denn die Rosse waren feurig und der Weg holprig.

„Banghas!“ sagte Frik verächtlich, als er sah, daß der kleine Fremde sich nicht loszulassen getraute.

Dieser liebevolle Willkommensgruß war nicht dazu angetan, Hannis Scheu zu überwinden. Er fühlte es in seiner kleinen Seele, wie enttäuscht man von seinem Erscheinen war, und wie wenig

freundlich die Jungen ihm entgegenkamen. Aber hätte er erst gewußt, daß Lothar allen Ernstes überlegte, ob es nicht richtiger sei, den fremden Knaben einfach auf der Landstraße abzusetzen, anstatt ihn der Mutter ins Haus zu bringen, dann wäre er sich wohl noch viel verlässener vorgekommen.

„Hanni heißt du — das ist doch gar kein Jungenname“, eröffnete Friß, der nicht lange schweigen konnte, die Unterhaltung.

Da ihm keine Antwort wurde, gab er dem Nebenihmsigenden einen freundschaftlichen Rippenstoß. Hanni schrie auf. Denn wenn die Breskowschen Jungen auch bloß Freundschaftspüffe austeilten, fühlte man sie noch tagelang nachher.

„Bist wohl aus Marzipan?“ höhnte Friß, und damit war die Unterhaltung wieder zu Ende.

Vor dem Säulenportal hatte die Mutter mit ihren beiden kleinsten Aufstellung genommen, um das neue Töchterchen gleich zu begrüßen.

„Sie kommen“ — „sie kommen!“ in höchster Aufregung sprangen Werner und Jörg dem Wagen entgegen.

„Hurra“ — brüllten sie zum Willkomm und nochmals „hurra!“

„Mutter,“ schrien Lothar und Edmund in nicht weniger großer Aufregung, noch ehe der Wagen hielt, herab, „Mutter, die Hanni ist ja gar kein Mädchen!“

Frau von Breskow sanken die Arme, die sich eben ausgestreckt hatten, um das Pflögetöchterchen warm an das Herz zu ziehen, in jähem Schreck herab.

„Barmherziger Himmel, der sechste Junge — haben an unsern wilden fünf noch gar nicht genug, nun ist das halbe Duzend voll!“ Dann aber wandte sie sich vorwurfsvoll an die vom Wagen steigenden Söhne: „Ja, Kinder, was soll denn das heißen? Ihr

habt doch Auftrag, die kleine Hanni Kaschuba von der Bahn zu holen und nicht irgendeinen andern Jungen.“

„Hab' ich ja auch gesagt, Mutter. Aber die Dame, die den Jungen brachte, behauptete doch: Das wäre die Hanni Kaschuba“, verteidigte sich Lothar.

„Und wenn's nicht stimmt, dann sollt ihr an die Flüchtlingsstelle in Elbing schreiben“, setzte Edmund hinzu.

„Heißt du wirklich Hanni Kaschuba?“ Frau von Breskow richtete zum erstenmal das Wort an den Kleinen.

Der nickte scheu, sprechen konnte er nicht. Denn die Tränen über den Schreck, den er allenthalben hervorrief, würgten ihn wie ein großer Klob im Halse.

„Ne mächtige Bangbüchse ist er, und ein Heulerich dazu“, schrie Friß und sprang mit einem Satz vom Wagen.

Als ob Hanni sich verpflichtet fühlte, Frißens Worte gleich wahr zu machen, begannen seine Tränen wieder zu fließen. Leise weinte er in sich hinein.

Da siegte Frau von Breskows gutes Herz. Wer selbst Schmerz erlitten, vermag anderer Schmerz doppelt mitzuempfinden. Hier war ein elternloses Kind, das hoffte, eine Heimat bei ihnen zu finden. Und waren sie auch noch so enttäuscht, der arme Kleine sollte darunter nicht leiden.

So streckten sich die Arme der Gutsherrin aufs neue aus, hoben den überraschten Hanni vom Wagen und schlossen ihn, zur nicht weniger großen Überraschung ihrer fünf Sproßlinge, fest ans Herz.

„Sei uns willkommen, mein Kleiner. Mögest du dich in unserm Hause wohlfühlen. Ich will dein Mutterchen sein“, so flüsterte sie ihm liebevoll ins Ohr.

Da ging es wie eine Erlösung durch die verängstigte kleine Seele. Fest schmiegte das liebebedürftige Kind den Kopf an die

Bruft der fremden Frau. Deutlich fühlte es der kleine Hanni bei den guten Worten: Was ihn auch immer in diesem Hause erwartete, hier, bei seiner neuen Pflegemutter, würde er eine Heimat finden. Und leise, ganz leise, nur ihr verständlich, flüsterte der scheue Kleine: „Ich will dich lieb haben!“

11. Kapitel.

Prügelknabe.

So schlief der kleine Hanni denn die erste Nacht im Himmelbett des verstorbenen Armchens unter all ihren Puppen und Spielsachen. Als seine Pflegemutter am nächsten Morgen ins Zimmer trat, den Kleinen zu wecken, saß er längst im Nachthemd auf dem weißen Kinderstühlchen. In seinen Armen wiegte er die große Lodenpuppe Irmas. Und gerade, als die Gutsherrin die Tür öffnete, gab er ihr einen Gutenmorgenkuß, wie er es sonst mit seinem Schwesterchen getan.

Da fühlte Frau von Breskow, die sich während der Nacht entschlossen hatte, den sechsten Jungen keinesfalls im Hause zu behalten, da ihr gerade an einem zärtlichen kleinen Mädchen, als Ersatz für ihren Liebling, gelegen hatte, daß dies kein wilder Schlingel war, wie ihre fünf. Ihre Empfindungen, dem unerwünschten kleinen Gast gegenüber, wurden wieder freundlichere.

„Ei, schon auf? Na, hoffentlich hast du gut geschlafen, mein Sohn. Ja, siehst du, all die Spielsachen und Kleider waren für das kleine Mädchen bestimmt, das ich statt deiner erwartete. Nun kann ich alles wieder forttragen“, ein leiser Seufzer stahl sich von den Lippen der Dame.

„Ach, ich spiele auch sehr gern mit Puppen“, kam leise und schüchtern die Antwort.

„Haach — ein Junge spielt mit Puppen! Psui — das tut ja nicht mal mehr unser kleiner Jörg!“ klang es da verächtlich von der Tür her. Friß, den die Neugierde auf den kleinen Hausgenossen früher als sonst aus den Federn gejagt, tauchte halbangekleidet hinter seiner Mutter auf. Und — „haach — der spielt mit Puppen — kleiner Jörg spielt nicht mehr mit Puppens!“ Werner und Jörg, in noch viel mangelhafterer Bekleidung als Friß, echoten hinterdrein.

Hannis rundes Kindergesicht färbte sich blutrot vor Scham. Eben noch hatte er das Fremdsein in dem großen Gutshause beim Spielen vergessen, aber jetzt fühlte er sich wieder so unbehaglich und gedemütigt wie am Tage zuvor.

„Wollt ihr wohl in euer Zimmer, ihr Banditen, und euch erst anziehen,“ die Mutter jagte die drei Ausreißer wieder zurück. Dann wandte sie sich an Hanni.

„Wie ist denn nun eigentlich dein richtiger Name, mein Sohn? Ich kann dich doch unmöglich mit dem Mädchennamen ‚Hanni‘ rufen.“

„Haach — Hanni ist überhaupt gar kein Junge. Jungs, die Hanni heißen, gibt's gar nicht“, schmetterte Friß, der größte Frechdachs, ehe er sich in sein Zimmer versügte, noch einmal zurück.

„Wenn ich doch aber so heiße“, ganz weinerlich klang's wieder. „Mutti und Vater und meine Schwester Peter haben immer so zu mir gesagt“, um die Lippen des kleinen Jungen zuckte es.

Frau von Breskow schüttelte verständnislos ihren Kopf. Eine Schwester, die Peter hieß, hatte der Kleine, und den Jungen hatten die Eltern Hanni genannt? Was mochten das bloß für merkwürdige Leute gewesen sein!

„Wir werden dich Hans nennen“, entschied sie dann. „Ein Junge muß einen Jungennamen haben. Zieh dich rasch an,

Hans, und komme dann zum Frühstück auf die Veranda.“ Die Dame verließ das Zimmer.

So hatte auch der kleine Hanni, gleich dem Schwesterchen, den ihm lieb gewohnten Namen in seiner neuen Umgebung verloren.

Allzu rasch ging es nun nicht mit dem Anziehen. Erstens war Hanni gewöhnt, daß Mutichen oder Peter ihm ein wenig behilflich dabei war. Und dann lockten die schönen Spielsachen des toten Bruchens doch gar zu sehr. Anstatt sich selbst zu waschen, begann Hanni in der Puppenstube großes Reinmachen zu veranstalten. Und als Frau von Breskow wieder hereinschaute, weil es ihr doch gar zu lange dauerte, stand der Kleine noch ungewaschen und ungekämmt, ganz in sein Spiel vertieft.

„Aber Hans, du bist ja noch immer nicht angezogen! Wie lange soll denn das Frühstück für dich stehen bleiben?“ Frau von Breskow war mit Recht ärgerlich.

Hanni begriff nicht gleich, daß er mit der ihm fremden Anrede „Hans“ gemeint war. Dann aber schlug er die blauen Augen treuherzig zu der Erzürnten auf und sagte mit einem so strahlenden Lächeln, wie er es in seiner neuen Heimat noch nicht gezeigt: „Ich habe so schön gespielt.“

„Zum Spielen ist Zeit, wenn man fertig ist.“ Aber der Blick der großen Kinderaugen hatte Frau von Breskows Unmut entwaftet. Sie schickte das Kindermädchen, um dem Kleinen zu helfen, da sie selbst in Haus und Garten in Anspruch genommen war.

Als Hanni endlich die Veranda betrat, fühlte er sich von den zehn Augen der Breskowschen Jungen förmlich durchbohrt. Das bewirkte, daß er die seinen wieder scheu niederschlug, und daß man sein leises „Guten Morgen“ nicht vernahm.

„Du, man sagt hübsch ‚Guten Morgen‘, wenn man an den

Kaffeetisch tritt“, meinte Lothar, der sich als Ältester in Abwesenheit der Mutter für die Erziehung des fremden Jungen verantwortlich fühlte.

„Jörg sagt immer hübs duten Morgen“, fiel der Kleinste ein.

Da wollte die schöne fette Milch, die Hanni sich eben schmecken ließ, gar nicht mehr recht rutschen. Der Tränentloß würgte schon wieder im Halse.

„Bist du taub?“ Friß stieß den Kleinen, der aus Schüchternheit keine Antwort gab, so ungestüm an, daß die ganze Milch sich über Tisch und Erde ergoß.

„Haach — der hat seine Milch verschwappst — haach, der kriegt Muglöpp von Mutti — — —“, trompetete Werner entzückt, daß heute mal ein anderer als er die Tasse umwarf.

„Jörg is atig, Jörg meiß seine böne Mils nis um“, jubelte Nesthäkchen hinterdrein.

Von dem wilden Tumult angelockt, schaute die Mutter vom Garten her nach der Ursache der lauten Fröhlichkeit. Da gewahrte sie die ganze Bescherung.

„Aber Hans, schämst du dich denn gar nicht! Wie kann man nur so ungeschickt sein“, meinte sie vorwurfsvoll.

Hanni schwieg verlegen. Dem gutherzigen kleinen Kerl kam der Gedanke nicht, Friß als schuldige Ursache anzugeben.

Friß wiederum dachte gar nicht daran, sich freiwillig zu melden.

Da sagte plötzlich Edmund, der bisher als einziger geschwiegen: „Der kleine Hans kann nichts dafür, Mutter, Friß hat ihn gestoßen.“

Ein dankbarer Blick aus Hannis Blauaugen flog zu dem großen Jungen, der sich seiner annahm. Da ward es dem ganz merkwürdig zumute.

Hatten sie sich nicht alle fünf, ehe der fremde kleine Junge

die Veranda betreten, miteinander verabredet, den ungebetenen Eindringling sobald wie möglich wieder aus dem Hause zu graulen? Wie kam es nur, daß Edmund erst bei dem Blick der seelenvollen Kinderaugen fühlte, wie unrecht sie gegen das heimatlose Flüchtlingskind handelten?

Unbehaglich stand er von seinem Platz auf und folgte Bruder Lothar zur gewohnten vaterländischen Vormittagstätigkeit. Denn es waren augenblicklich noch Ferien.

Hanni bekam andere Milch, die diesmal in seinen Magen wanderte.

„Nun spielt schön miteinander, und haltet Frieden, hörst du, Frik?“ so entließ die Mutter ihre drei Jüngsten und den Pflege-sohn.

Frieden beim Spiel gab es jetzt für den unbändigen Frik nicht. Er kannte kein schöneres Spiel augenblicklich als „Krieg“.

„Ich bin Deutscher, Werner kann Engländer sein, Jörg Franzose und Hans Russe“, bestimmte er.

„Ei nein, ich bin auch Deutscher“, zum erstenmal wagte Hanni eine leise Einwendung. Aber ein Russe wollte er auf keinen Fall sein. Vor denen hatte er zuviel Angst ausgestanden. Die allein waren ja schuld, daß er nicht mehr in seinem hübschen Häuschen bei den Eltern daheim sein durfte.

„Du bist Russe“, entschied Frik und drang auch schon mit seiner Kinderflinte auf den Feind ein.

Hanni wehrte sich nicht. Er begann zu weinen, weil Frik ihm weh tat, und weil er Russe sein mußte.

„Kämpfe doch, du feiger Kerl, mit Heulen gewirnt man keine Schlacht“, diesmal erhielt Hanni einen tüchtigen Stoß von Frikens Säbel.

Werner und Klein-Jörg dachten nicht daran, ihrem bedrohten Bundesgenossen zu Hilfe zu kommen. Im Gegenteil, sie machten

gemeinsame Sache mit Frik und fielen ebenfalls über das weinende Rußland her.

Hanni hielt nicht, wie sein deutsches Vaterland der Übermacht der Feinde stand, sondern er lief davon.

„Feigling — feige Memme —!“ Siegesgebrüll klang hinter dem Fliehenden her.

„Feide Renne“, schrie selbst Jörg, der Knirps. Die Verfolger blieben Hanni dicht auf den Fersen. Ja, wenn er sein Peterchen hier gehabt hätte! Die würde Frik schon Respekt vor ihren Fäusten beigebracht haben. Aber er hatte nie gerauft. Das hatte Hanni stets der Schwester überlassen. Und gegen ihn war Peter niemals zu Felde gezogen. Dazu hatte sie ihren kleinen Bruder viel zu lieb.

Hanni konnte schließlich nicht weiter. Das Herz hämmerte von der schnellen Flucht in seiner Brust. Ganz ermattet sank er an einem Feldrain, denn soweit war die wilde Jagd gegangen, nieder

Aber die Sieger kannten kein Erbarmen. „Na — jetzt haben wir ihn — auf den Feind — fangt ihn!“ kommandierte, ebenfalls nach Lust schnaufend, der Anführer Frik.

Mit Taschentüchern wurde Hanni geknebelt. „Jetzt bist du unser Gefangener. Werner und Jörg können dich bewachen“, damit gab der Führer dem Gefesselten, recht wenig ritterlich, noch zum Schluß einen tüchtigen Stoß mit dem Gewehrkolben.

O weh — der war gegen die Nase gegangen. Das Blut stürzte in Strömen. Es ergoß sich über den hübschen blauweißen Waschanzug, den die Mutter dem Pflege-sohn von Werner hatte anziehen lassen, da seine eigenen Sachen ihm nicht recht paßten und nicht nett waren. Es wollte sich gar nicht stillen lassen, das rote Blut. Die Taschentuchfesseln reichten nicht aus. Entsetzt blickten Werner und Nesthäkchen auf den blutenden und wie am

Spieß schreienden Jungen. Friß, der Kaufbold, ließ sich aber nicht einmal dadurch einschüchtern.

„Feine Verwundung“, verkündete er. „Nun können wir famos Lazarett spielen.“ Die kühnen Angreifer verwandelten sich augenblicklich in Stabsarzt, Sanitätsoldat und Krankenwärter. Der Verwundete wurde auf einen Heuhaufen gebettet, und Werner tauchte ein Taschentuch in den unweit gelegenen Ententümpel, um einen Nasenverband anzulegen. Dabei bekamen natürlich auch die Anzüge des Lazarettpersonals Blutspuren.

Der arme Hanni atmete auf. Er fand es herrlich, „Verwundeter“ zu spielen. Da hatte er doch wenigstens Ruhe vor den Fäusten von Friß, wenn Werner ihm auch beim Verbandanlegen fast die Nase abquetschte. Durch die liegende Lage hörte allmählich das Nasenbluten auf und damit auch das Schreien des kleinen Verwundeten.

Aber nicht lange gewährte der Stabsarzt Friß seinem Patienten Schonung. „Jetzt wirst du aus dem Lazarett entlassen und bist wieder kampffähig. Wenn du willst, kannst du dich durch Bogen auslösen, Hans.“

Aber Hans wollte ganz und gar nicht. „Ich bin noch viel zu doll verwundet, und Fieber habe ich bestimmt noch“, behauptete er.

„Feige bist“, entschied der Stabsarzt und versuchte ihn durch Pieken mit Disteln in die Höhe zu bringen. Er schien mit seiner Kur das Richtige getroffen zu haben, denn der Patient sprang sofort, zwar wieder brüllend, aber doch ganz gesund auf seine beiden Beine.

Steine haben manchmal eher Erbarmen als rohe Jungenfäuste. Ehe Friß noch seine Vogabsichten ausführen konnte, ließ der Kirchturm von Tiemendorf, der mit grauer Schiefermütze herüberlugte, seine Glockenstimme erklingen — es läutete Mittag. Essen war selbst für Friß wichtiger als Raufen. Im Trab ging es

dem väterlichen Gutshaus zu. Denn wer nicht zur rechten Zeit kam, der hatte das Nachsehen. Dadurch hatten die Eltern ihre fünf Jungen zur Pünktlichkeit erzogen.

Sie nahmen sich nicht einmal mehr Zeit, sich Gesicht und Hände zu waschen, die dringend einer Reinigung bedurften. Spornstreichs ging es an den Eßtisch, wo Mutter bereits die Suppe austeilte.

„Na, schön gespielt, Kinder?“ Das Wort blieb ihr auf halbem Wege in der Kehle stecken. „Um Himmels willen, wie seht ihr denn aus? Schämt ihr euch denn gar nicht, so zu Tisch zu kommen? Hans, du bist ja voller Blut. Der ganze Anzug ist verdorben. Und auch ihr habt Blutsflecke, Kinder. Wie könnt ihr nur so wild miteinander sein!“

„Ja, der Hans ist schuld, der hat Nasenbluten bekommen“, verteidigte sich Friß.

„Hans ist im Kriege verwundet worden“, fiel Werner ein.

„Hans ist eine feide Renne!“ erzählte der Kleinste strahlend.

Der kleine Hanni hätte sich am liebsten in ein Mauseloch vertrocknet. Es kam ihm jetzt bei den Berichten der drei selbst so vor, als ob er allein die Schuld an allem trüge.

„Macht euch erst sauber“, befahl die Mutter streng, „so kommt ihr mir nicht zu Tisch.“ Sie war recht unzufrieden. Wie ganz anders wäre alles geworden, wenn das Pfllegekind ein kleines Mädchen gewesen wäre. Das hätte mit seinen Puppen neben ihr im Garten friedlich gespielt, wie Irmchen einst. So aber brachte der sechste Junge noch mehr Tumult in ihr ohnehin schon recht lebhaftes Sprößlingsquintett. Wenn Frau von Breskow es sich auch nicht verhehlen konnte, daß das kleine schüchterne Kerlchen wohl kaum mit der Rauferei begonnen haben mochte. Dazu kannte sie ihren Friß zu gut.

Endlich saßen sie vollzählig gesäubert um den Mittagstisch.

Hanni vergaß seine Verwundung und seine Furcht vor Friß. Denn die Grießklöße mit Pflaumenkompott mundeten gar zu gut.

Die Mutter lächelte, wie der Berg Klöße allmählich in die Magen der hungrigen Jungen wanderte. „Na, Hans, möchtest du noch etwas haben?“ fragte sie freundlich.

Der nickte dankbar. „Ja, bitte, Frau — — —“, da stockte er. Es fiel ihm plötzlich ein, daß er ja gar nicht wußte, wie er die Dame, die statt seines Muttchens für ihn sorgte, anreden sollte. „Frau — Frau — — —“, wiederholte er noch einmal verlegen stotternd.

„Frau — Frau — Frau — der Hans ist aber schlau“, begann Friß sofort zu schmettern, und die Kleinen machten es ihm, wie stets, natürlich nach.

„Weiß der Hans noch nicht mal, daß unsere Mutter Frau von Breskow heißt“, lachte auch Edmund.

„Er kann ja ebenfogut ‚gnädige Frau‘ sagen.“ Lothar wollte eine möglichst weite Kluft zwischen ihnen und dem fremden Jungen, der scheinbar nicht bis drei zählen konnte, errichten.

Aber der Gutsherrin tat das vor all den spöttischen Augen der Jungen wieder erglühende Kind leid. „Rein, der Hans sagt ‚Mutter‘ zu mir, wie ihr — falls wir ihn behalten“, aber das letzte setzte sie nur in Gedanken hinzu, nicht laut.

Hatte Frau von Breskow gedacht, dem scheuen Jungen durch die Erlaubnis eine Freude zu bereiten, dann hatte sie sich gründlich geirrt. Mit einem jähen Ruck legte der Kleine den Löffel aus der Hand und schüttelte lebhaft den Flachskopf.

„Ei, nein, du bist doch nicht mein Muttchen, die ist zu Hause. Aber ich kann ja ‚Tante‘ sagen“, setzte er tröstend hinzu. Denn er wollte die Dame, die gütig zu ihm war, nicht fränken.

„Sei doch nicht so dumm — deine Mutter ist doch nicht zu Hause“, beehrte ihn Lothar.

„Du bist ja ein Flüchtlingskind — deine Mutter und dein Vater sind überhaupt tot“. so riefen die Jungenstimmen mitteilungslos durcheinander.

„Das ist nicht wahr — ihr lügt — Vater ist nach Soldau gefahren, und Muttchen ist zu Hause“, niemand hatte dem kleinen schüchternen Hanni eine so energische Gegenrede zugetraut. Das Kind zitterte vor Aufregung am ganzen Körper.

Frau von Breskow war zwar durchaus nicht mit ihren Söhnen einverstanden, daß sie dem Kleinen die grausame Wahrheit so unverhohlen mitgeteilt hatten. Aber da es nun mal geschehen war, es wohl das beste, man ließ den Jungen dabei. So lebte er sich am schnellsten in der neuen Umgebung ein und vergaß sein früheres Zuhause. Es war ja auch kaum denkbar, daß die Eltern noch am Leben waren, sonst hätten sie doch schon Schritte zur Wiederauffindung ihrer Kinder unternommen. Darum sagte Frau von Breskow herzlich: „Nun sei mal verständig, mein kleiner Hans. Deine Eltern sind wohl sicherlich beim Einfall der bösen Russen ums Leben gekommen, sonst hätten sie sich schon nach euch umgesehen. Aber wir hier wollen dich ebenso lieb haben, mein Jungchen. Und magst du mich nicht Mutter anreden, so sagst du Tante zu mir. Das soll unserer Freundschaft keinen Abbruch tun, Hans.“

Doch der Kleine hörte die gütigen Worte gar nicht mehr. Mit weit aufgerissenen Augen starrte er vor sich hin. Noch konnte er kein Wort herausbringen.

„Muttchen ist tot“ — nach einer langen stummen Pause, die selbst der laute Friß nicht zu unterbrechen wagte, rangen sich schließlich die drei Worte von Hannis Lippen. Nicht als Frage, nein so, als ob er etwas Auswendiggelerntes her sagte, als ob er es sich für die Schule einprägen müsse.

Der kleine Junge konnte sich bei dem Worte „tot“ nicht viel

vorstellen. Er wußte nur, daß die großen Leute traurig waren und weinten, wenn jemand tot war. Er selbst hatte einmal einen toten Sperling gesehen, der bei der Winterskälte erfroren war. Den hatte der Vater in eine Zigarrentiste gebettet, und Peter und er hatten ihm ein Grab unter dem Schnee geschaufelt. Aber sein Muttschen — Hanni schüttelte hilflos den Flachskopf. Er fand sich mit seiner Kinderweisheit nicht in diesem fremden Gedanken zu recht.

„Kommt — kommt mein Muttschen denn gar nicht wieder, wenn sie tot ist?“ Atemlos hingen seine Augen an den Lippen der Dame.

Die schüttelte mitleidig den Kopf. Bis in innerster Seele weh tat ihr diese Frage.

Da ging ein Zittern durch Hannis Körper, und plötzlich brach er in ein herzbrechendes Schluchzen aus.

„Der dosse Junge heult schon wieder“, meldete Jörg, das Breskowsche Nesthäkchen, das den Ernst der Unterhaltung nicht begriff. Diesmal stimmte keiner von den Brüdern ein. Selbst Friß verlachte den weinenden Hanni nicht. Denn er war kein schlechter Junge, nur ein wilder Unband.

Edmund, der neben Hanni saß, streichelte seinen Arm. Hanni merkte es nicht. Da stieß ihn Friß, der auf der andern Seite seinen Platz hatte, aufmunternd mit dem Ellenbogen an. „Du, iß doch deine Klöße auf.“ Die mußten nach Frißens Meinung auch die tiefste Trauer lindern.

Aber zu seiner größten Verwunderung schüttelte Hanni den Blondkopf und weinte weiter: „Ich kann nicht mehr essen, mein Muttschen soll wiederkommen und Vater auch!“ Der Schmerz des armen Jungen griff den wilden Breskowschen Sprößlingen ans Herz. Jeder von ihnen sogte sich heimlich, daß er schlecht gegen

den kleinen Hans, der keine Eltern und kein Zuhause mehr hatte, gehandelt habe. Keiner wußte sich ganz frei davon.

„Geht in den Garten und arbeitet auf euren Beeten, Hans soll auch ein Beet bekommen“, sagte die Mutter, nachdem man „Gefegnete Mahlzeit“ gewünscht. „Was willst du in deinem Gärtchen pflanzen, Hans?“ Frau von Breskow wußte, daß man ein Kind von seinem Schmerz ablenken mußte, und daß Beschäftigung die beste Ablenkung war.

„Rosen und Beilchen und — Erdbeeren“, zwar immer noch schluchzend kam die Antwort, aber Hans hatte doch schon wieder Interesse für das neue Gärtchen.

„Ach wo, du pflanzt Hering und Pellkartoffeln“, scherzte Edmund, um den Kleinen, der seinem guten Herzen gar zu leid tat, aufzuheitern.

Und wirklich es gelang ihm. Über das tränenfeuchte Gesichtchen ging es wie die ersten Sonnenstrahlen nach Regenwetter — Hanni mußte unter Tränen lachen.

Die Mutter nickte Edmund anerkennend zu. „So, jetzt geht und seid lieb mit dem kleinen Hans, verstanden, Friß?“

Es hätte dieser Mahnung heute nicht mehr bedurft. Denn Friß hatte sich schon selbst vorgenommen, nett zu Hans zu sein, und ihn, falls es zu einer Rauferei käme, nicht allzu doll zu verhauen, weil er doch keine Eltern mehr hatte. Daß er diese gute Bornahme ziemlich schnell wieder vergaß, daran hatte sicher nur Schuld, daß er sonst noch allerlei unnützes Zeug und dumme Streiche in seinem Kopf hatte. Jeder der fünf Jungen hatte sein eigenes Gärtchen. Die Großen hatten Gemüse darauf gezogen, auch Tomaten und Spalierobst. Die Kleinen meistens Blumen, je bunter, je schöner. Selbst der unbändige Friß zeigte sich als

echter Landwirtssohn. Sein Gärtchen, das mit Bohnen, Kohlrabi, Blumenkohl und Radieschen bestellt war, machte einen sauberen netten Eindruck. Die Jungen wetteiferten darin, den Eltern das schönste Gemüse auf den Tisch zu liefern. Denn die Mutter bezahlte ihnen jedes Gericht. Für das Geld wollten sie Liebesgaben an die Front schicken. Auch die Kleinen schmückten mit ihren Blumen die in den Kampf ziehenden Feldgrauen.

Hanni begann, das ihm zugestandene Beet nach Lothars Angabe umzugraben. Wenn es auch in diesem Jahr schon zu spät zum Säen war, Spätasterpflänzchen konnte er noch setzen.

So verlief der Nachmittag ruhig und friedlich. Jeder der Jungen war nett mit Hanni, und der Kleine war voll rührender Dankbarkeit dafür. Nur abends erlitt das gute Einnnehmen wieder Schiffbruch.

Lothar und Edmund besuchten das Gymnasium in einer benachbarten Stadt. Dort war es Sitte, wenn ein „Neuer“ in die Klasse kam, daß er von den Alten tüchtig zum Empfang verprügelt wurde und einen Krug Wasser über den Kopf bekam. Dies nannte man nach studentischer Sitte die „Fuchstaufe“.

Solche Fuchstaufe hatten sich die Brüder nun auch zum Empfang des kleinen Hans vorgenommen. Am Abend beim Schlafengehen wollten sie ihn verkeilen und ihn dann mit einer Kanne Wasser feierlich von Hanni in Hans ertaufen. Morgens beim Frühstück hatten sie es heimlich miteinander verabredet. Frik freute sich den ganzen Tag schon darauf.

Und nun kam plötzlich der Edmund und stellte ihnen vor, daß es unrecht wäre, den armen Kleinen, der kaum erst seinen Schmerz um die Eltern ein wenig beim Spielen vergessen, zu verwickeln. Die „Fuchstaufe“ sollte nicht stattfinden.

Auch Lothar erklärte sich damit einverstanden. Zwar schweren Herzens, denn er war ein lustiger Bursche und für jeden Ull zu

haben. Aber Edmunds Worte mußten ihn davon überzeugen, daß sie ein Unrecht begehen wollten. Frik und Werner jedoch waren grenzenlos enttäuscht.

„Vater sagt immer: Einem Jungen schaden keine Prügel“, damit suchte Frik die Großen wieder zu dem Streich zu bereuen. Edmund blieb fest. Und Lothar schämte sich, weniger gutherzig und mitteilidig gegen das Flüchtlingskind zu sein als sein jüngerer Bruder.

Dem Frik aber ließ es keine Ruhe.

„Du, Werner, dann machen wir einfach allein, ohne die Großen, die Fuchstaufe“, tuschelte er dem Kleineren zu. Der war sofort dafür zu haben.

„Verwickeln brauchen wir ihn ja nicht, weil — na weil er keine Eltern mehr hat.“ Da regte sich doch das Gewissen bei Frik. „Aber umgetauft muß er werden, sonst weiß er am Ende gar nicht, daß er jetzt Hans heißt.“

Gesagt, getan.

Die Mutter hatte das Zimmer ihres verstorbenen Töchterchens für Frik und Hans eingeräumt. Die Puppen, die Spielsachen für kleine Mädchen und das Himmelbett waren daraus verschwunden, als die beiden Knaben es abends zum Schlafengehen betraten. Hanni war nicht sehr begeistert davon, daß gerade Frik das Zimmer mit ihm teilte. Werner wäre ihm dann schon lieber gewesen, der war nicht so grob.

So hatte Frik die beste Gelegenheit, seinen bösen Plan auszuführen. Auch Werner war heimlich aus dem Kinderzimmer zu ihnen entwischt.

Als Hanni, nichts Böses ahnend, gerade das Nachthemd über den Kopf zog, ergossen sich plötzlich nasse kalte Ströme über ihn.

Wie besessen sprang Hanni davon, schreiend, als ob die Sintflut hinter ihm wäre. Zur Veranda ging's, wo Frau von Breskow gerade an ihren Mann schrieb und ihm von dem Eintreffen des „sechsten Jungen“ berichtete.

„Um Himmels willen, was ist denn nun schon wieder los?“ entsezt fuhr sie hoch.

„Hu—u—uh, sie haben mich mit der Gießkanne begossen — hu—uh — das Zimmer und mein Hemd und ich, alles ist ganz naß — hu—uh“ — der Knabe bibberte vor Kälte und Schreck.

Frau von Breskow war empört über ihre Schlingel. Sie brachte das triefende Bürschchen selbst in sein Zimmer. Werner hatte sich schleunigst daraus empfohlen. Frik lag im Bett und schnarchte laut, als ob er ganz unschuldig an der Wasserduche sei. Nur der große See im Zimmer, die liegengebliebene Gießkanne und der in Scherben gegangene Wasserkrug erzählten, was hier vorgegangen.

Eine mütterliche Ohrfeige ermunterte den kleinen Schläfer jedoch rasch. Jetzt brüllte Frik mit Hanni um die Wette.

„Wir wollten ihn doch bloß in Hans umtaufen“, so beteuerte er heulend.

Endlich war Hanni wieder getrocknet und auch die Überschwemmung im Zimmer beseitigt. Frau von Breskow konnte wieder zu ihrem Brief zurück.

Aber noch immer kam der arme Kleine nicht zur Ruhe. Denn zur Strafe, daß er ihnen die Fuchstaupe verdorben und gepeht hatte, bekam er jetzt von Frik auch noch die Prügel, die ihm eigentlich erlassen werden sollten.

Frau von Breskow aber schrieb an ihren Mann: „Wir können den Jungen keinen Tag länger im Hause behalten, denn Frik und Werner find, seitdem er hier ist, wilder und ungezogener, als je zuvor!“

12. Kapitel.

Im Hofgärtchen.

Seit Oktober ging Annedore Raschuba in die Danziger Mädchenschule. Tante Gine atmete auf. Den Vormittag über hatte sie nun doch wenigstens ihre behagliche Ruhe von früher wieder. Den andern im Hause aber fehlte der übermütige Wildfang. Minna, die alte Köchin, vergötterte das „Annedorchen“. Ob dieses ihr auch das unterste zu oberst lehrte, ob sie noch soviel Arbeit machte, Minna schaffte immer wieder Ordnung, zwar oft brummend und schimpfend, aber das war nur äußerlich. Die Kleine hatte es ihr mit ihrem Liebreiz und ihrem steten Frohsinn nun mal angetan wie allen im Hause. Denn selbst Fräulein Georgine konnte sich dem Sonnenschein, der von den braunen Kinderaugen ausging, nicht verschließen. Warm strahlte er ihr in das alte Herz und brachte sie immer wieder dazu, den Wildfang doch noch, entgegen aller Vernunft, im Hause zu behalten.

Dem Professor fehlte seine kleine Schülerin, seitdem sie die Schule besuchte, so sehr, wie er es sich gar nicht eingestehen mochte. Er hatte sich doch früher den ganzen Vormittag zu beschäftigen gewußt. Und jetzt wurden ihm die Stunden so lang — trotzdem Annedore doch manchmal seine Geduld hart auf die Probe gestellt hatte.

Am meisten entbehrte Hektor natürlich seine kleine Freundin. Der war ihr die ersten Tage als gute Kinderfrau getreulich zur Schule gefolgt. Dort hatte er vor dem Eingangstor gelegen und so jämmerlich nach ihr gewinselt und geheult, daß er den Unterricht störte. Dem Schuldiener, der ihn fortjagen wollte, fuhr er, ganz entgegen seiner sonstigen Gutmütigkeit, knurrend gegen die Beine. Der Herr Direktor selber ließ das kleine Mädchen zu sich

rufen und ordnete an, daß der Hund künftig daheim bleiben müsse. Annedore wußte nun Bescheid, nicht aber Hektor. Der wollte absolut kein Einsehen haben. Trotzdem seine kleine Herrin ihm streng des Morgens befahl: „Du bleibst zu Hause, Hektor!“ Sobald sie um die Ecke verschwunden war, setzte die getreue Hundetöle sich in Trab. Schlau lief Hektor eine andere Straße entlang, und wenn Annedore an der Schule angelangt war, dann stand er bereits, freudig mit dem Zottelschwanz wedelnd, auf sie wartend vor dem Eingangstor. Nicht mit guten Worten und nicht mit bösen war der Hund dazu zu bewegen, seinen Aufpasserposten zu verlassen. Minna mußte ihn in die Besenkammer sperren. Dort heulte und blaffte er den ganzen Vormittag, nicht gerade zur Freude von Tante Georgine. Ließ man ihn dann, kurz bevor die Kleine aus der Schule zu kommen pflegte, frei, dann setzte er wie der Wind die Frauengasse entlang, ihr entgegen. Und vor Freude, sie wieder zu haben, riß das große schwarze Tier das kleine Schülmädel beinahe um.

Denn Hektor war mißtrauisch, ob man seinem Schützling in dem großen Schulgebäude auch nicht etwas Böses antat. Gleich am ersten Tag war es gewesen, da hatte eine Träne an Annedores langen Wimpern gezittert, als sie aus der Klasse trat. Hektor wußte, daß die Kleine so leicht nicht weinte. Unbedingt mußte man ihr etwas zugefügt haben.

Nein, kein Mensch hatte Annedore in der Schule etwas Böses getan. Die Lehrer sowohl wie die Schülerinnen waren dem verlassenen Flüchtlingskinde mit innigem Mitleid entgegengetreten. Wie kam es dann aber bloß, daß der übermütige Wildfang eine Träne im Auge hatte?

Das Schülerinnenregister war, wie stets in einer neuen Klasse, aufgenommen worden. Jedes Kind mußte seinen Namen. Ge-

burtsdatum, Religion, Beruf des Vaters usw. angeben. Da kam die Reihe auch an Annedore.

Die Kleine hatte soviel Neues in der Klasse und soviel an den vielen fremden Kindern anzustauen, daß sie auf die Frage der Lehrerin, wie sie heiße, gar nicht mehr daran dachte, daß sie jetzt in Danzig Annedore genannt wurde.

„Peter“, sagte sie laut und deutlich.

„Peter?“ fragte Fräulein Miehe ganz erstaunt. Und — „Peter — hahaha Peter!“ wiederholte die Klasse lachend.

Auslachen ließ sich das kleine Mädel nicht. Wozu hatte sie denn ihre kräftigen Ärmchen, die sich an die größten Dorfbuben daheim gewagt hatten?

„Jawohl, Peter heiße ich, wenn ihr auch so dammlich lacht. Und wenn man mich jetzt hier in Danzig auch zehnmal Annedore nennt! Vater und Mutter zu Hause haben immer Peter zu mir gesagt, und die müssen es besser wissen als ihr hier. Und wer mich auslacht, der kriegt Muckköpf!“ Buterrot im Gesicht, schien die erregte Kleine nicht übel Lust zu haben, ihre Worte sofort in die Tat umzusetzen.

Die Mitschülerinnen saßen starr vor Schreck und Staunen über das ungezogene, vorlaute Mädchen. Die Lehrerin aber trat auf das kriegerische Mädel zu, nahm die geballten Fäustchen sanft zwischen ihre Hände und sagte traurig: „Aber Kindchen, wie kann ein kleines Mädchen nur so rauslustig sein!“ Da sah die neue Schülerin Fräulein Miehe an und — schämte sich. Von dem Augenblick an aber hatte sie die sanfte Lehrerin in ihr warmes kleines Herz geschlossen.

„Also Annedore Raschuba heißt du,“ das Namensregister wurde weiter aufgenommen. Die neue Schülerin teilte mit, wie alt sie sei, und wo sie geboren.

„Beruf des Vaters — ach so, die Eltern sind ja tot“, unterbrach sich die Lehrerin erschreckt.

„Aber wo!“ schrie Annedore dazwischen und hätte beinahe laut losgelacht. „Vater und Mutter wohnen ja in unserem schönen weißen Häuschen bei Soldau.“

Die junge Lehrerin sah voll heißem Mitgefühl auf das nichtsahnende Kind, das nicht einmal wußte, daß der Krieg es der Eltern beraubt hatte. „Professor Kruse hat bei deiner Anmeldung angegeben, daß deine Eltern aller Wahrscheinlichkeit nach beim Einfall der Russen ums Leben gekommen sind“, sagte Fräulein Wiehe so liebevoll wie möglich.

„Dann — dann weiß Onkel Adalbert das eben falsch, wenn er auch schon so alt ist“, rief Annedore eifrig. „Überhaupt, ich müßte ja überhaupt ein schwarzes Kleid anhaben, wenn es wahr wäre, und mein Kleid ist doch grünfärbt.“ Zur ungeheuren Erleichterung des kleinen Mädchens war ihm das noch eingefallen. Denn der traurige Ernst der Lehrerin machte es doch stutzig.

„Wir wählen unsere Kleidung nach den Ereignissen, aber diese richten sich nach den Kleidern, Herzchen.“ Noch einmal streichelte Fräulein Wiehe mitleidig das dunkelblonde Köpfchen, dann mußte die nächste ihren Namen nennen.

Annedore hatte gar kein Interesse mehr dafür, wie die Kinder hießen. Wenn sich auch die Lehrerin und Onkel Adalbert bestimmt irrten, das sonst so lustige Kinderherz fühlte sich plötzlich arg bedrückt. Dem Vater konnten die bösen Russen ja gar nichts getan haben. Der war doch in Soldau gewesen. Aber ihrem Mutterschen, die allein im Hause zurückgeblieben, wenn sie der nun ein Leids getan hätten! Wieder ballten sich die Kinderhände. Mit allen Russen hätte das kleine Mädchen es in diesem Augenblicke aufgenommen. Um ihren Frohsinn war's geschehen, und als sie zu

dem wartenden Hektor hinaustrat, tropfte eine fürwihige Träne aus den lustigen Braunaugen.

„Tante Gine — Tante Gine — kann jemand auch gestorben sein, wenn man kein schwarzes Kleid um ihn trägt?“ so stürmte Annedore zur Tür in das gemütliche Stübchen hinein. Die Tante verstand nicht, worauf die Frage zielte, und was die Kleine so in Erregung gebracht hatte.

„Man wünscht vor allem höflich guten Tag, mein Kind, wenn man ins Zimmer tritt“, erinnerte sie statt einer Antwort.

„So antworte doch — sag' doch!“ beharrte das kleine Mädchen.

„Die Füße hast du dir auch wieder nicht draußen auf der Strohmatte abgetreten, Annedorchchen. Den ganzen Straßenschmutz schleppst du mir in mein sauberes Zimmer, sieh nur.“ Anklagend wies Tante Gine auf den blankgebohnerten Fußboden, der schwärzliche Spuren von Kinderfüßen trug.

Annedore hörte nicht mehr zu, die war schon ein Zimmer weiter. Dort schreckte sie den Professor aus seinem Vormittagschlafchen.

„Onkel Adalbert, du hast dich bestimmt geirrt — wenn jemand tot ist, muß man ein schwarzes Kleid tragen, und ich habe ein grünschottisches an. Sag' doch, daß es nicht wahr ist, Onkel Adalbert, ja, sag' doch!“ Mund, Augen und Hände bettelten um die Bette.

Der alte Lehrer, der so viele Jahre gewöhnt gewesen, in Kinderseelen zu lesen, verstand besser, als seine Schwester, was die Kleine meinte.

Bärtlich zog er sie auf sein Knie.

„Du sprichst, wie ich vermute, von deinen Eltern, Annedore. Ich wünschte, daß ich mich irre. Aber aller Wahrscheinlichkeit nach ist es leider nicht der Fall. Sonst hätten sie doch bestimmt schon

ein Lebenszeichen gegeben. In Gottes unerforschlichen Rathschluß müssen wir uns fügen, mein Kind. Der Krieg fordert viele Opfer.“

Aber das ungezügelte kleine Mädchen hatte es noch nicht gelernt, sich zu fügen. Ungestim wie sein ganzes Wesen war auch sein Schmerz.

„Und es ist doch nicht wahr — nein — nein — es soll aber nicht wahr sein, Muttchen und Vater sollen wiederkommen!“ Annedore trampelte mit den Füßen, schrie und weinte.

Erschreckt eilte Tante Gine herbei und wollte gerade ihrer Empörung über ein so ungezogenes Benehmen Luft machen, als der Bruder ihr einen Wink gab und sie ins Nebenzimmer zog.

„Laß das Kind, Gine, es muß mit dem Schweren fertig werden. Besser, es kämpft sich heute durch seinen Schmerz durch, als daß es jahrelang auf ein Wiedersehen hofft und dann doppelt schwer enttäuscht wird.“

Annedore war nicht dazu zu bewegen, zum Mittagbrot zu kommen. In das Hofgärtchen war sie entwischt. Dort hockte sie zwischen den alten grauen Giebelhäusern auf der weinumrankten, niedrigen Steinmauer, die das Nachbargärtchen von dem des Professors trennte. Unten stand Hektor mit traurig herabhängenden Ohren und legte seiner kleinen betäubten Herrin tröstend die in Wadenstrümpfchen steckenden Beinchen.

„Hektor — glaubst du auch, daß die Russen Vater und Mutter tot gemacht haben?“ leise zitterte die Frage aus dem Kindermund zu dem vierfüßigen Freund herab, als wage Annedore es gar nicht, das Furchtbare auszusprechen.

Hektor hob die Ohren und schüttelte den Kopf. Das tat er oft, besonders wenn eine Fliege ihn, wie gerade jetzt, umsurrt. Das kleine Mädchen aber nahm es für eine Antwort. Mit einem Satz war Annedore von der Mauer. Was kümmerte es sie in

diesem Augenblick, daß das neue grünschottische Schulkleidchen, das Tante Gine erst gekauft, ein Dreieck abbekam?

Ebenso ungestüm, wie die Kleine noch vor kurzem in ihrem Schmerz gewesen, umhastete sie den vierfüßigen Freund jetzt in ihrer Freude.

„Ich wußte es ja — ich wußte es ja — Hektor, wir beide glauben nicht daran, und wenn Onkel Adalbert auch zehnmal klüger und älter ist. Vater und Mutter kommen doch wieder!“

Hektor blaffte freudig, da er Annedore nicht mehr traurig sah. Wieder hielt diese es für eine zustimmende Antwort. Seit dieser Stunde stand es, entgegen der Annahme aller anderen, bei Annedore fest, daß ihre Eltern am Leben waren und wiederkommen würden.

Freilich, so froh und ausgelassen wie vordem, vermochte die Kleine trotzdem tagelang nicht zu sein. Der geheime Druck wollte nicht von ihr weichen. Tante Gine fand diesen Zustand ideal. Ihr Pflegetöchterchen gefiel ihr tausendmal besser, wenn es, wie jetzt, ruhig durch die Zimmer ging und nicht auf Schritt und Tritt wie ein Gummiball hopfte. Wenn es die Türen nicht temperamentvoll ins Schloß schmetterte und nicht in einer Minute hundert verschiedene Fragen an ihren alten Kopf stellte. Onkel Adalbert meinte, die Kleine würde das traurige Ereignis nach Kinderart bald vergessen und wieder die alte sein. Minna aber draußen bei ihren Töpfen und Pfannen machte sich von allen dreien die größten Sorgen.

„Mit unserem Annedorchen ist das nicht richtig, gnädiges Fräulein. Das lacht und singt gar nicht mehr, das ist mir in der letzten Woche noch nicht einmal auf den Rücken hudepäck geklettert, und so artig ist es geworden, das geht nicht mit richtigen Dingen zu. Unser Kind ist bestimmt krank“, meinte sie bekümmert.

Trotzdem Tante Gine die unnatürliche Artigkeit höchst wohl-

tuend empfand, hielt sie es, da sie sehr ängstlicher Natur war, doch für geraten, mal mit dem alten Hausarzt, Geheimrat Wedel, Rücksprache zu nehmen, ob die Kleine auch nicht krank sei.

Aber der lachte sie aus. „Kerngesund, Fräulein Kruse. Wenn Sie meinen, daß das stillere Wesen ihres Pflegetöchterchens mit der Trauer um die Eltern zusammenhängt, was auch mir einleuchtet, so müssen wir das kleine Fräulein zerstreuen und ablenken. Laden Sie ihr ein paar Schulfreundinnen ein. Mit Altersgenossen wird sie schon wieder munter und fidel werden. Bei so alten ernsthaften Leuten, wie wir es nun mal sind, verlernt solch Dingelchen seine Ausgelassenheit.“

Noch mehr Kinder in ihr stilles, geordnetes Heim — und war es auch nur für ein paar Nachmittagsstunden — nein, Tante Gine hatte gerade der Opfer schon genug gebracht.

„Spiele doch mit dem Puppenwagen und mit meiner alten Aurelie, Kind“, forderte Tante Gine die Kleine freundlich auf, um sie zu zerstreuen.

„Ach, der Puppenwagen hat ja nur noch drei Räder und Aurelies Schlafaugen sind in den Kopf hineingerutscht, so 'ne olle Puppe mag ich nicht. Puppen sind überhaupt dumm!“ wandte die Kleine ein.

Tante Gine seufzte. Wie ein Heiligtum hatte sie ihre alte Puppe aus längst vergangenen Kindertagen aufbewahrt. Schweren Herzens hatte sie sich herbeigelassen, sie für das neue Pflegetöchterchen hervorzutramen. Sie hatte wunder gedacht, was für eine Freude sie Annedore damit machen würde. Aber die Kleine hatte niemals gern mit Puppen gespielt, die waren dem Wildfang zu zahm und zu langweilig. Tante Gines geliebte Aurelie bezeichnete sie höchst unehrerbietig als „altes Gestell“ und wollte durchaus wissen, wer von beiden älter sei, Tante Gine oder die Puppe. Der Puppenwagen hatte gleich einen Militärsschnellzug vorstellen

müssen. Solchen Anforderungen war das altersschwache Möbel nicht mehr gewachsen. Die Folge davon war, daß er jetzt auf drei Beinen durch das Leben humpeln mußte. Und Puppe Aurelie, welche Tante Gine während ihrer ganzen Kinderzeit tadellos erhalten, befand sich, seitdem sie Annedores Bekanntschaft gemacht, in einem traurigen Zustand.

„Nimm dir doch etwas zu tun vor, wenn du nicht spielen magst. Hole dir dein Strickzeug, das ich dir angefangen habe. Dann stricken wir beide um die Wette“, schlug Tante Gine vor. Sie saß auf dem Hausbänkehen des Beischlags vor der Tür. Im warmen Oktobersonnenschein flimmerten ihre Stricknadeln wie lauter Silber.

Das kleine Mädchen, das sich untätig und unlustig an der Ballustrade des Beischlags herumräfelte, hatte aber zum Stricken erst recht keine Lust. Stricken hieß Stillstehen, und das war für den Wildfang eine Strafe.

„Ich möchte so gern mit den Jungens mitspielen!“ sehnüchlich wies das kleine Mädchen auf die Straße. Die Frauengasse hinauf kamen Knaben, fast alle mit feldgrauen Mützen in Reih' und Glied anmarschiert. Kleine Rekruten, die Egerzieren spielten.

„Aber Annedorchen, wie unmädchenhaft!“ entsetzte sich die alte Tante. „Siehst du ein einziges kleines Mädchen unter den wilden Jungen? Gut erzogene Kinder spielen überhaupt nicht auf der Gasse. Das schickt sich nicht.“

„Zu Hause durfte ich immer mit allen Jungens spielen, auch auf der Dorfstraße. Da war's viel, viel schöner, hier ist es so mopsig! Ich will wieder nach Hause!“ ganz leise und traurig kam das letzte hinterher.

Tante Gines altem, gutem Herzen tat das sich heimbangende Kind leid. Seufzend entschloß sie sich, noch mehr Opfer zu bringen.

„Nächstens darfst du dir ein paar kleine Schulfreundinnen ein-

laden, Annedorchen. Mit denen kannst du viel netter spielen, als mit wilden Jungen“, tröstete sie.

„Ja?“ — in den Braunaugen ging plötzlich wieder die Sonne auf. Annedore war wie ausgetauscht. Aller Mißmut war aus dem hübschen Gesichtchen verschwunden. Trällernd sprang sie wieder durchs Haus.

Freilich, hätte Tante Gine bereits gewußt, was sie zwei Stunden später wußte, hätte sie eine derartige Aufheiterung für ihr Pflögetöchterchen gar nicht mehr für nötig befunden.

Sobald die Sonne abschiednehmend bis zum letzten Steinfuß des Beischlags gelangt war, pflegte Fräulein Georgine sich zu erheben, um ihren selbstgehakelten lila Seelenwärmer zu holen. Dann wurde es kühl.

Vergeblich suchte die alte Dame, bei der jedes Ding seit Jahrzehnten den gleichen Platz innehatte, am Garderobenhaken nach ihrem Seelenwärmer. Er war verschwunden. Die ordentliche Tante geriet in Aufregung. Sie begann in ihren Kästen und Schränken herumzusehen, sämtliche Schubfächer aufzuziehen und alles, was da so peinlich akkurat eingeräumt lag, durcheinander zu stöbern. Aber der lila Seelenwärmer wollte nicht zum Vorschein kommen.

Minna wurde gerufen. Sie begann gleichfalls in allen Ecken und Winkeln herumzusehen, aber ebenso erfolglos. Auch der Professor, der vom Schachklub heimkehrte, hatte das lila Ding nicht gesehen.

Tante Georgine kam ein düsterer Gedanke. Sie hatte eine neue Waschfrau, die das erstemal in ihr Haus kam. Drunten im Keller stand sie und weichte zum morgigen Washtag, der stets ein Ereignis in der stillen, gleichmäßigen Häuslichkeit der alten Geschwister bildete, schon im voraus die Wäsche ein. Wie — sollte die Frau nicht ehrlich sein? Aber sie war ihr doch so empfohlen.

Jedenfalls mußte Fräulein Georgine der Sache auf den

Grund gehen. Nicht nur ihres Seelenwärmers wegen. Nein, wo eins blieb, konnte auch noch mehr verschwinden. Seife, gute Leibwäsche, altes, schönes Damasttischzeug von ihrer seligen Mutter. Fräulein Georgine geriet bei dieser Vorstellung in begreifliche Aufregung. Sie fühlte sich von dem langen Suchen schon ganz angegriffen. Wenn sie nur nicht wieder ihre Migräne bekam! Trotzdem ließ es ihr keine Ruhe. Das Fenster des Waschkellers ging in das Hofgärtchen hinaus. Von dort konnte sie den Keller übersehen.

Herzklopfend stieg das alte Fräulein die drei ausgetretenen Steinstufen, die zum Gärtchen hinabführten, hinunter. Alles, was außerhalb des regelmäßigen Ganges ihres Lebens lag, war ihr unbequem. Und nun noch eine solche peinliche Untersuchung.

Wie nett Annedore dort an der Hofmauer jezt mit der Puppe und Hektor spielte. Einen flüchtigen Blick warf Tante Gine hinüber.

Da — schimmerte es da nicht lila zwischen dem schwarzen Hundesell? Und was hatte das Tier denn bloß auf dem Kopf?

Tante Gine traute ihren Augen nicht. So schnell sie nur konnte, lief sie den schmalen Kiespfad entlang, trotz ihrer Eile sorglich darauf achtend, daß sie nirgends auf ein grünes Grashälmdchen trat.

Annedore blickte der Kommenden strahlend entgegen. „Wir spielen ‚Ostpreußische Flüchtlingsstelle‘, Tante Gine. Frau Hektor will Aurelchen an Kindes Statt annehmen, weil sie vor den alten Russen fliehen mußte, und nicht weiß, wo ihre Eltern sind. Nein, Frau Hektor, ein kleines Mädchen mit Augen habe ich nicht, nur das blinde Kind. Und dann wäre noch hier dieser kleine Junge“, sie hielt der schnuppernden „Frau Hektor“ ein niedliches junges Mädchen vom Nachbarhaus hin, dem sie Höschen von Puppe Aurelie angezogen und dazu ein Mäntelchen übergebunden hatte.

Aber Tante Gine hatte gar keinen Sinn für das komische Spiel der Kleinen. Die wies mit ausgestrecktem Zeigefinger entsetzt auf „Frau Hektor“.

War es denn die Möglichkeit? Ihren guten lila Seelenwärmer, nach dem sie stundenlang gesucht, wegen dessen sie schon heimlich die Waschfrau verdächtigt, hatte der Hund elegant um die Schultern geschlungen. Auf seinem schwarzen Zottelkopf aber wippte ihre beste Morgenhaube. Das gelbe Spizenhäubchen mit maigrünem Sammetband, das sie selbst nur Sonntagmorgen sich aufzusetzen gestattete.

„Annedore — Annedore — ist das der Dank für all die Opfer, für all die Liebe, die du in unserem Hause empfängst?“ Immer noch wies Tante Gines Zeigefinger anklagend auf „Frau Hektor“.

Das brave alte Tier war sich durchaus keiner Schuld bewußt. Freundschaftlich sprang es Tante Gine entgegen, wobei das schöne Spizenhäubchen ihm auf die schwarze Hundenasen rutschte. Da ihm dies unbehaglich war, begann er nach dem maigrünen Samtband zu schnappen.

In heller Empörung brachte Fräulein Georgine zuerst mal ihr Sonntagshäubchen in Sicherheit. Aber den lila Seelenwärmer wollte Hektor nicht herausgeben. Ob er sich so gut darin gefiel, oder ob er Tante Gines Feindseligkeit empfand, er raste wie besessen die Kieswege des Hofgärtchens entlang. Fräulein Georgine atemlos hinterdrein.

An der Mauer aber lehnte Annedore und quiekte vor Vergnügen und Ausgelassenheit. Das war wieder ganz der übermütige Strich von früher.

Tante Gine war durchaus nicht in der Stimmung, sich über die Heiterkeit der Kleinen zu freuen.

„Ungezogenes Mädchen, du lachst, während ich mich ärgere! Sofort nimmst du dem Hund meinen Seelenwärmer ab. Hast

du denn gar keine Ehrfurcht vor meinen Sachen, daß du ein Tier damit anzuziehen wagst?“ Dabei rannen zwei große Tränen über die verschrumpelten Wangen der alten Dame.

Annedore hielt jäh in ihrer Lustigkeit inne. Tante Gine weinte — ihretwegen — nein, nein, das durfte nicht sein! Ungestüm angelte sie an der alten Tante empor, daß dieselbe von dem Anprall beinahe aus dem Gleichgewicht geschleudert wurde. „Nicht weinen — Tante Ginechen, ich kann nicht sehen, wenn du meinestwegen traurig bist. Sei wieder gut, Tante Ginechen, bitte, bitte!“ so bettelte der rote Kindermund und die zärtlichen braunen Augen.

Und die alte Tante Gine, die eben noch fest entschlossen gewesen, ihrem Bruder zu sagen, daß sie Annedore nicht länger behalten könne, neigte sich im Hofgärtchen herab und küßte ihr Pflegetöchterchen verzeihend.

13. Kapitel.

Kinderbesuch.

Der Waschtag war der einzige ungemütliche Tag bei Professors. Da roch es nach Seifenlauge und Kohl, da saß Fräulein Georgine nicht auf ihrem Hausbänkchen mit dem Soldatenstrumpf, sondern hängte im Hofgärtchen die weiße Wäsche über die Leine. Das ließ sie sich nicht nehmen, dabei zu helfen, trotzdem Minna und die Waschfrau auch ganz gut ohne sie fertig wurden. Vor vielen, vielen Jahren schon, als sie so klein gewesen wie Annedore, hatte sie ihrer Mutter beim Aufhängen der Wäsche zur Hand gehen dürfen. Jedes Stück, das sie zum Trocknen breitete, war deshalb für sie eine Erinnerung an die Verstorbene.

Der Professor aber flüchtete am Waschtag. Gleich nach dem

Mittageffen zog er, ohne die Kaffeestunde abzuwarten, in seinen Klub. Denn seine Schwester hatte an diesem wichtigen Tag weder Ruhe noch Zeit für ihn.

Mit Sorge dachte Tante Gine daran, wie das wohl werden würde, wenn Annedore erst aus der Schule käme. Das quersilberige kleine Ding fiel ihr schon an gewöhnlichen Tagen mit ihrer Wildheit und ihren vielen tausend Fragen auf die Nerven. Wieviel schlimmer würde das erst heute werden.

Annedore ahnte nichts von Tante Gines geheimen Sorgen. Die war quietschfidel in der Schule. Sie hatte im Diktat null Fehler geschrieben. Das war eigentlich nicht ihr Verdienst, sondern das von Onkel Adalbert. Der Professor hatte solange mit seinem Pflögetöchterchen gelernt und Probearbeiten geschrieben, bis sie es fast schon im Schlaf konnte. Daß außer null Fehler auch noch „Schrift und Sauberkeit lassen zu wünschen übrig“, unter der Arbeit zu lesen stand, tat Annedores stolzer Freude nicht den geringsten Abbruch.

Aber da war noch etwas, was die Kleine so vergnügt machte, wie sie noch nie in der Schule gewesen. Hatte Tante Gine nicht gestern gesagt, sie dürfte sich nächstens ein paar kleine Schulfreundinnen einladen?

Nächstens, das hieß bei Annedore gleich den nächsten Tag. Man durfte es unbedingt nicht länger aufschieben, sonst vergaß Tante Gine es am Ende. Denn alte Leute pflegen ein schlechtes Gedächtnis zu haben.

So sagte denn Annedore in der ersten Frühstückspause großartig zu den Nebenhrisigenden: „Ihr dürft mich heute nachmittag besuchen, meine Tante Gine hat's erlaubt.“

„Ja?“ zehn Augenpaare, blaue, graue und braune, strahlten glücklich. „Sollen wir zum Kaffee kommen, Annedore? Hast du auch eine schöne Puppe zum Spielen? Wo wohnt du denn? Darf

ich auch kommen? Ich auch? Ja, bitte, bitte, ich auch, Annedore!“ Von allen Seiten drängten sich die Kinder herzu. Denn alle mochten sie die lustige Annedore gern und wollten bei ihr eingeladen sein.

Nur einen kleinen Augenblick zögerte das kleine Mädchen. Tante Gine hatte zwar gesagt, „ein paar Schulfreundinnen“ dürfte sie nächstens zu sich bitten. Aber eigentlich waren doch all die zweiunddreißig Kinder in der Klasse ihre Schulfreundinnen. Eine wie die andere. Es tat dem guten Herzen des kleinen Mädchens leid, ein Kind hinter dem andern zurückzusehen und es von der Einladung auszuschließen. Darum rief Annedore in die sie umringenden Mitschülerinnen: „Kommt nur alle zu mir, ich lade die ganze Klasse ein. Kommt pünktlich um halb vier, da trinken wir immer Kaffee. Wir wohnen Frauengasse Nr. 6.“

Annedore war stets der Mittelpunkt in den Pausen. Sie gab bei allen Spielen den Ton an und war nicht immer verträglich dabei. Trotzdem ordneten die andern Kinder sich ihr willig unter. Die Lehrer und Lehrerinnen sahen es nicht mal gern, daß die wilde kleine Hummel die übrigen derart beherrschte. Denn sie machte auch die übrigen kleinen Mädels wild, lärmend und unmädchenhaft. Ja, sogar Raufereien gab es manchmal in den Pausen zwischen Annedore und den andern Kindern, daß die Lehrerin einschreiten mußte. Heute aber waren sie alle ein Herz und eine Seele. Denn jede war glücklich, daß sie bei Annedore eingeladen war.

Diese konnte gar nicht den Schluß der Schulfunden abwarten. Das Stillsitzen wurde dem Unband heute noch schwerer als sonst. Ihre Gedanken waren meist wo anders während des Unterrichts. Aber so zerfahren und zerstreut wie am heutigen Tag war Annedore noch niemals gewesen. In einemfort mußte Fräulein Wiehe erinnern und rügen.

Endlich läutete die Glocke den Schulschluß.

„Also auf Wiedersehen — auf Wiedersehen heute nachmittag!“ Zu fünfen untergärmelt zogen die Schulfreundinnen die Langgasse entlang. Um die Marienkirche bog mit Freudengebell ein schwarzzottiger Hund.

„Hektor, heute kriege ich Kinderbesuch!“ Annedore jubelte es ihrem alten Freund entgegen. Der schien ihre Glückseligkeit zu teilen, denn er blaffte noch viel lauter.

War Hektor schon so erfreut über den in Aussicht stehenden Besuch, was würde erst Tante Gine dazu sagen. Wie würde die sich erst freuen!

„Tante Gine — Tante Ginchén — ich habe null Fehler im Diktat, und heute nachmittag kommen meine Schulfreundinnen zu mir, die ich mir einladen durfte.“ Schon draußen vom Beischlag aus schmetterte es Annedore durch das stille Haus.

Aber Tante Gine, die sonst zu dieser Zeit auf ihrem Korbessel vor dem Nähtisch zu sitzen pflegte, war heute nicht zu sehen. Der Platz war leer.

Annedore machte ein verwundertes Gesicht. Wie merkwürdig! So oft die Kleine bisher aus der Schule gekommen, hatte Tante Gine stets am Fenster mit einer Arbeit am Nähtisch gesessen. Und Minna war im selben Augenblick mit der Suppe erschienen.

Heute ließen sich weder Tante Gine noch Minna blicken. Nur Onkel Adalbert wanderte zwischen seinem Studierzimmer und dem gedeckten Eßtisch hungrig hin und her und zog ungeduldig alle paar Minuten die Uhr aus der Westentasche.

Der mußte die große Neuigkeit sogleich erfahren.

„Hurra — null Fehler im Diktat, Onkel Adalbert!“ Annedore sprang dem Onkel freudestrahlend entgegen.

„Das ist ja schön, mein Kind. Aber nun sieh mal, wo die



Urs, Glücklingskinder 5.

„Muttychen!“ riefen beide Kinder und fielen ihr um den Hals.

Minna mit der Suppe bleibt, und ob Tante Gine nicht zu Tisch kommen will. Ich habe Hunger.“

Annedore lief eiligst hinaus. Im Hofgärtchen entdeckte sie endlich die Gefuchte. Umgeben von lustig im Winde flatternden weißen Wäschestücken stand Tante Gine, mit der Kammerschürze angetan, und reckte ihre kleine Gestalt hoch zur Leine empor. Der sonst so tadellos glatte Scheitel der Tante, wo jedes graue Härchen seinen bestimmten Platz zu haben schien, war heute unordentlich und vom Winde zerzaust. Emsig trippelte das alte Fräulein hin und her, um Minna die Taschentücher zuzureichen. Jedes fein säuberlich mit dem Namen nach unten, wie sie es einst bei ihrer seligen Mutter gelernt.

„Ja — ja — wir kommen schon, Kind, nur das Weißzeug wollen wir noch auf die Leine bringen, wer weiß, ob das Wetter sich hält.“ Diese Befürchtung sprach die alte Dame jedesmal am Washtag aus, selbst bei wolkenlos blauem Himmel. „Geh' nur inzwischen wieder hinein, Annedorchchen.“ Das ausgelassen, unter der sich im Winde blähenden Wäsche herumhopsende Kind machte die alte Dame, die schon ohnedies aufgereggt war, ob sie auch bis Tisch fertig werden würden, ganz nervös.

Aber Annedore fand es herrlich unter den weißen Wäschewolken. Daheim bei Muttchen waren Hanni und sie auch immer wie die Böcklein zwischen der wehenden Wäsche auf der Wiese herumgesprungen. Sie vergaß sogar vor lauter Ausgelassenheit ihre große Neuigkeit zu erzählen.

Die nassen Laken und Tischtücher klatschten ihr gegen das Köpfchen, aber das fand die Kleine gerade fein. Weniger Tante Gine.

„Annedorchchen, die Wäsche wird ja schmutzig, wenn du dagegen läufst. Fall' nur nicht in den Spülzuber, Kind, und tritt auch nicht auf die Klammern. So — nun wären wir soweit.“

Aufatmend nahm Tante Gine Annedore an die Hand, damit sie nicht noch bis ins Haus irgendwelche Dummheiten machte.

Solange der Professor denken konnte, und das waren nun schon über siebenzig Jahre, gab es am Waschtage Weißkohl. So hatte es seine Mutter gehalten, folglich machte seine Schwester das genau so. Seine Vorliebe für dieses Gericht hatte sich im Laufe der Zeit nicht gesteigert. Die Ungemütlichkeit des Waschtages wurde für den Professor durch den unvermeidlichen Weißkohlgenuß noch vergrößert.

Annedore ließ es sich schmecken. Sie war nicht wählerisch beim Essen. Nachdem der erste Hunger gestillt war, konnte sie aber ihre frohe Botschaft nicht länger auf dem Herzen behalten.

„Tante Gine, heute nachmittag bekommen wir Besuch!“ Ein kleiner Freudenhops wurde auf dem Stuhl dabei ausgeführt. Der Kohl auf Annedores Gabel hopste mit.

„Besuch — ih wo! Am Waschtage bin ich für keinen Menschen zu sprechen. Das wissen auch meine Bekannten alle“, widersprach Tante Gine.

„Ach, du bekommst ja gar keinen Besuch, Tante. Aber ich!“ Stolz leuchteten die braunen Augen.

„Du?“

„Ja, Kinderbesuch! Du hast es mir doch gestern erlaubt, Tante Gine, daß ich mir nächstens meine Schulfreundinnen einladen darf.“

„Wa—as?“ Das Gesicht der Tante sah wie ein großes Fragezeichen aus.

„Aber Tante Gine, mußt du schon alt sein, daß du ein so schlechtes Gedächtnis hast!“ Wie ein Kobold lachte die Kleine.

Fräulein Georgine erinnerte sich inzwischen.

„Aber Kind — Annedore — so war das doch nicht gemeint. Nächstens, sagte ich, das muß doch nicht gleich sein. Und noch

dazu am Waschtage. Heute kann ich keinen Besuch gebrauchen — ganz ausgeschlossen!“ Tante Gine war sehr aufgeregt.

„Und wenn ich sie doch nun schon zu heute eingeladen habe, dann müssen sie auch kommen“, schmollte das kleine Mädchen. „Nächstens ist am nächsten Tage.“

„Es geht heute wirklich nicht, Herzchen. Sage deinen Freundinnen ab und fordere sie ein anderes Mal auf“, meinte Tante Gine erleichtert, einen Ausweg gefunden zu haben.

„Nein — nein — ich will nicht. Und ich weiß ja gar nicht, wo sie wohnen. Und was man verspricht, muß man auch halten, sagt Onkel Adalbert immer“, rief Annedore ungezogen.

„So laß die Kinder doch kommen, Ginechen. Sie werden artig zusammen spielen und dir keine Arbeit machen.“

„Ja, was versteht solch Mann vom Waschtage!“ Tante Gine faßte sich an den Kopf. Sicherlich bekam sie heute wieder ihre Migräne.

„Die Kinder kommen doch überhaupt zu mir und nicht zu Tante Gine“, fuhr Annedore dazwischen. „Und wenn du uns los sein willst, können wir ja draußen im Hofgärtchen spielen.“

„Zwischen meiner Wäsche?“

„Oder auf der Straße, das ist noch viel feiner!“ Die braunen Augen begannen wieder zu glänzen.

„Nein, mein Kind, ihr seid wohlerzogene kleine Mädchen, die spielen nicht auf der Straße“, ereiferte sich die alte Tante.

„Ich stelle mein Zimmer zur Verfügung, da bleibst du ungestört, Ginechen. Und unser Kind ist beschäftigt und macht dir heute am Waschtage keine Mühe“, redete auch der Professor zu. Niemals hatte Annedore bisher Onkel Adalbert so lieb gehabt, wie in diesem Augenblick.

„Und die Bewirtung? Ein Mann redet eben, wie er's versteht. Ich kann unmöglich der Minna heute bei der Wäsche zu-

muten, daß sie noch Waffeln zum Kaffee backt“, wandte die Schwester ein.

„Sollst du auch gar nicht, Ginchen. Gib den Kindern Marmeladenbrote, im Kriege brauchen sie keinen Kuchen. Und nun gesegnete Mahlzeit und Gott befohlen. Viel Vergnügen, Annedore!“ Der Professor ging in seinen Klub.

Annedore aber jubelte durchs Haus: „Sie kommen, sie dürfen kommen!“

Tante Gine teilte ihre Freude durchaus nicht. Die entschloß sich schweren Herzens, sogar auf ihr gewohntes Nachmittagsschläfchen zu verzichten, um sich nachher um ihre kleinen Gäste kümmern zu können.

Eine Sorge beschwerte noch Annedores fröhliches Gemüt. Würden sie auch alle in Onkel Adalberts Studierzimmer Platz haben? Und waren auch genug Tassen vorhanden? Na, schließlich konnte man ja auch aus Gläsern trinken.

Es schlug halb vier von der nahen Marienkirche. Annedore war so aufgeregt, daß sie unaufhörlich vom Zimmer zum Beischlag, und von der Haustür wieder zum Kaffeetisch lief. Minna hatte für fünf Personen gedeckt. Sie kamen ja wohl auch nicht alle zu gleicher Zeit.

Der porzellanene Griff der alten Türschelle wurde von energischen Kinderhänden in Bewegung gesetzt. Annedore eilte hinaus, ihre kleinen Gäste zu empfangen. Einige Sekunden später trat sie in Begleitung von fünf Schulfreundinnen wieder bei Tante Gine ein.

Was — so viele hatte Annedore zu sich gebeten? Zwei, drei wären auch reichlich genug gewesen, meinte Fräulein Georgine insgeheim. Aber die kleinen Mädchen knickten so höflich, bestellten artig Grüße von ihrer Mutter und machten einen so bescheidenen, wohlgefitzten Eindruck, daß Tante Gine nur Gutes

von Annedores Verkehr mit ihnen erhoffen konnte. Minna mußte noch zwei Tassen bringen, und die alte Tante lud die kleine Gesellschaft freundlich zum Kaffee.

Man hatte kaum Platz genommen, als die Klingel schon wieder scharf das Haus durchschallte. Annedore wollte spornstreichs hinaus. Aber Tante Gine hielt sie zurück: „Man läuft nicht fort, wenn man Besuch hat, Herzen.“

Die Tür öffnete sich. Kleine Mädchen in roten und blauen Matrosenkleidern mit Zöpfchen und kurzen Haaren knickten herein, sechs an der Zahl. Dahinter tauchte Minnas bestürztes Gesicht auf.

„Nanu?“ stieß Tante Gine heraus. Weiter brachte sie kein Wort über die Lippen. War denn Annedore ganz und gar nicht gecheit, ihr so viele Kinder auf den Hals zu laden?

Die begrüßte die neuen Ankömmlinge freudigst und führte sie zu Tante Gine. „Das ist Trudchen, das Anni, dies ist Erna, hier Inge und Vissi, und die Kleine da — wie heißt du denn eigentlich? Ich habe deinen Namen vergessen“, so stellte sie die Schulfreundinnen vor. Das kleine Mädchen hatte noch nicht ihren Namen genannt, und Minna noch nicht mal die notwendigen Tassen und eine zweite Schüssel Marmeladenbrote herbeigeschafft, als die Klingel und damit auch Tante Gines Herz schon wieder erzitterte.

Eine neue Kinderwolke quoll zur Tür herein. Dem fassungslosen alten Fräulein erschienen sie zahllos wie der Sand am Meer. Minna aber lachte über das ganze breite Gesicht: „Herrje, das ist ein Spaß, das ist ein Spaß!“

Der armen Tante Ginchen aber war durchaus nicht spaßhaft zumute. Die fühlte, wie ihre Schläfen zu hämmern begannen — die Vorboten der Migräne. Himmlischer Vater — was sollte sie denn nur mit den vielen Kindern anfangen? Ehe Fräulein

Georgine sich noch diese Frage beantworten konnte, wurde draußen an der Klingel Sturm geläutet. Tante Gine fiel vor Schreck beinahe vom Stuhl.

Ein ganzes Dugend auf einmal — „ja, Annedorchen, hast du denn die ganze Schule eingeladen?“ Auch Minna ging die Sache jetzt beinahe über den Späß.

„Nein, bloß meine Klasse — das sind doch alles meine Schulfreundinnen“, beruhigte Annedore sie. Dann wandte sie sich an die Schulkameradinnen: „Stühle haben wir nicht so viele, aber es können ja immer zwei auf einem Stuhl sitzen. Und vielleicht trinken auch immer zwei aus einer Tasse. Denn zwei- unddreißig Tassen werden wohl auch nicht da sein, nicht wahr, Tante Gine?“

Die alte Tante war halbtot vor Entsetzen. Was hatte ihr Pflögetöchterchen ihr schon während der kurzen Zeit ihres Aufenthaltes für Überraschungen bereitet! Aber so schlimm wie die heutige war noch keine gewesen!

Minna mußte noch zum Bäcker nach Brot laufen, denn das reichte natürlich nicht für so viele hungrige Schnäbel. Tante Gine nahm selbst mit fliegenden Fingern ihre guten Röschentassen mit dem Goldrand, die noch von der Großmutter herstammten, aus dem Büfett. Wenn die Kinder die wie ein Heiligtum gehüteten Tassen nur nicht zerschlugen!

Das war ein Gewirr von Kinderstimmen in Fräulein Georgines sonst so stillem Zimmer wie in einer Maitäferschachtel, in der es lustig durcheinander burrt.

Und als nun wirklich die zweiunddreißig kleinen Gäste alle untergebracht und die schwächenden Mäulchen durch die Pflaumenmuschnitten einigermaßen gestopft waren, rief vom Hofgarten her die Waschfrau ängstlich: „Inädiges Fräulein — inädiges Fräuleinchen, ei, kommen Sie fig mit der Minnachen, es möcht

gleich anfangen zu reimen — unsere Wäsch' könnt' uns naß werden.“

Da stürzte Fräulein Georgine entsezt hinaus und hinter ihr her jauchzend und jubelnd, wie hinter dem Rattenfänger von Hameln, die ganze Kinderschar. Jedes wollte helfen und jedes war den Erwachsenen nur im Wege, lief ihnen auf Schritt und Tritt zwischen die Füße und vergrößerte durch Schreien und Lachen den Tumult.

Annedore natürlich in ihrer Wildheit allen beim Lärmen voran. Sie packte die langen Holzstangen, mit denen die Leinen hochgestellt waren und zog sie fort — baß — da lag die ganze Bescherung, all die schöne weißgewaschene Wäsche, Tante Gines Stolz, auf der Erde. Und zum Überschuß begann es jetzt noch aus diesen grauen Wolken zu pladdern. Im Umsehen war die eben trocken gewordene Wäsche wieder durchnäßt. Kreischend flüchtete der Kinderschwarm ins Zimmer zurück. Annedore aber sprang jauchzend unter der nassen Dusche hin und her und mußte von Minna gewaltsam ins Haus befördert werden. Denn Tante Gine war viel zu schwach dazu.

Aus dem Studierzimmer des Professors erschallte bald darauf ein Lärmen, Loben und Juchzen in die Frauengasse hinaus, daß die Vorübergehenden stehen blieben, und die Nachbarn die Köpfe zum Fenster herausstreckten.

Was war denn nun schon wieder bei Professors los? Hatte der alte Herr etwa eine Schule in seinem Hause eröffnet? Erst nahmen sie sich den wilden Strid, die Annedore, ins Haus, die bereits die ganze Nachbarschaft kannte, und nun noch eine Horde Kinder dazu! Ja, waren denn die alten Leuten übergeschnappt?

Kinder, die sich selbst überlassen sind, pflegen niemals leise zu sein. Und nun noch obendrein, wenn solch ein Unband wie Annedore die Anführerin machte. Über Tisch und Stühle sprangen

sie, zankten sich um Puppe Aurelie und warfen das Tintenfaß des Professors um. Als der alte Herr heimkam, war die kleine Gesellschaft bereits wieder fort. In seinem Studierzimmer aber sah es aus, als ob eine Räuberbande darin gehaust hätte.

Glückselig sprang ihm Annedore entgegen: „Onkel Albalbert, bloß zwei von Tante Gine seinen Röschentaffen sind entzweigegangen. Und die Tinte auf deinem Schreibtisch läßt sich wieder abwaschen. Und ich danke dir auch vielenmal für den herrlichen Tag, es war der allerschönste, seitdem ich bei euch in Danzig bin!“

Tante Gine aber lag im verdunkelten Zimmer und hatte ihre Migräne.

14. Kapitel.

Ein kleiner Held.

Der Winter hatte das Gut Tiemendorf warm in seine weißen Schneebetten gehüllt. Und immer noch war der kleine Hans, den Frau von Breskow eigentlich keinen Tag länger im Hause behalten wollte, bei ihnen.

Zunächst hatte die Mutter mit dem Vater, der erst am nächsten Sonntag wieder auf Urlaub herüberkam, Rücksprache nehmen müssen, wie man den Kleinen am besten an die Flüchtlingsstelle zurückbeförderte. In den paar Tagen bis zum Sonntag aber hatte sie das sanfte, freundliche Kind so in ihr Herz geschlossen, daß es ihr schwer wurde, es wieder in die fremde kalte Welt hinauszumweisen. Ein paar Wochen konnten sie es ja noch mit ansehen. Auch Edmund hatte für den fremden Jungen ein gutes Wort eingelegt, denn die tiefen Blauaugen des kleinen Hans, in denen es so warm aufleuchten konnte, hatten es dem Tertianer von Anfang an angetan.

Fritz zeigte sich nach einer väterlichen Standpause etwas verträglicher. Abendliche Reitereien wurden dadurch umgangen, daß Hanni ins Kinderzimmer zum kleinen Jörg wanderte, und Fritz und Werner zusammen schliefen. Bald dachte Frau von Breskow gar nicht mehr daran, daß sie den „sechsten Jungen“ ja durchaus nicht im Hause behalten wollte. So zärtlich und lieb war er, und so zuvorkommend und gefällig, daß er ihr bald wie ein Töchterchen ans Herz gewachsen war. Um so mehr empfand sie sein schmiegsames Wesen, als ihr Mann ins Feld hinauskam, die beiden Großen wieder wegen des Gymnasiums in ihre Stadtpension übersiedelten, und Fritz die beiden jüngeren Brüder ebenso wild machte, wie er selbst es war.

Aber auch bei den drei Jungen machte sich das gute Beispiel des kleinen Hans geltend. Seine bescheidene, verträgliche Art entwaffnete selbst Fritzens Rauflust. Auch der Hauslehrer, Herr Venz, der nach den Ferien wieder auf das Gut zurückkehrte und die Knaben unterrichtete, stellte seinen neuen Schüler den beiden größeren stets als Muster von Pflichterfüllung und gutem Betragen hin. Hanni gab sich grenzenlose Mühe, den Herrn Lehrer wie die „Tante“ zufriedenzustellen. Er war ein leicht zu leitendes, dankbares Kind, das auch bei der Dienerschaft bald beliebt war. Ja, selbst die Vierfüßler des großen Gutshofes hatten den Kleinen gern. Denn Fritz jagte und ärgerte die Tiere, während Hanni für alles Zwei- wie Vierbeinige ein warmes Herz hatte. Besonders mit Greif, dem Wolfshund, war er innig befreundet. Gerade so, wie einst mit seinem alten Hektor.

Auch die Armen und Kranken des zum Gut gehörenden Dorfes kannten den rotbäckigen Flachskopf, der die Gutsherrin gern auf ihren Gängen begleitete, und ihr das Körbchen mit allerlei guten Gaben trug. Da flehte manche alte Frau, mancher Kranke Gottes Segen auf das heimatlose Kind herab.

Wie kam es denn nur, daß der kleine Hanni trotzdem in dem neuen Kreise nicht ganz glücklich und froh war? Daß er manchmal abends beim Einschlafen erst noch leise in seine Kissen hineinweinte?

Es war doch hier alles viel feiner und schöner, als er es daheim gehabt hatte. Die Tante und alle anderen waren lieb zu ihm. Was hatte der kleine Junge bloß für einen Grund, zu weinen?

Hanni sehnte sich nach dem Gutenachtkuß seines Mutters. Und auch nach Peter bangte er sich. Sie hatte ihm ein paarmal schon geschrieben. Lustige Karten waren es, gerade so übermütig wie sein Schwesterchen es selbst war. Hanni mußte sehr darüber lachen und mit einemmal weinen. Er wußte selbst nicht, warum. Der kleine Kerl ahnte nicht, daß nur die Sehnsucht nach seinem Peterchen der Grund dafür war. Am meisten Spaß machte es ihm, daß Peter jetzt Annedore hieß. Er konnte sie sich eigentlich gar nicht so vorstellen. Trotzdem er sich selbst doch auch inzwischen an seinen neuen Namen „Hans“ gewöhnt hatte.

Und dann war noch etwas in Tiemendorf, was den Hanni manchmal bedrückte. Das war, daß die anderen Knaben ihn für feige hielten. Besonders der wilde Fritj. Wenn er brav war und von ungezogenen Streichen abredete, dann hieß es gleich: „Natürlich, der Hans ist wieder mal feige!“ Auch Werner und Jörg, obgleich sie mit Hans sehr befreundet waren, hielten ihn für einen Feigling. Denn Fritj mit seiner ungezügelter Wildheit, die vor nichts zurückschreckte, wurde von den kleinen Brüdern sehr bewundert. Wollte Hanni nicht den Berg heruntersegeln, damit der saubere Anzug nicht beschmutzt wurde, so legten ihm die Kinder das sicherlich als Feigheit aus. Oder Fritj höhnte sogar: „Er will sich lieb Kind bei der Mutter machen.“ Mochte er nicht über den Zaun klettern, um die Hosen nicht zu zerreißen,

gleich klang es dreistimmig: „Weil du zu feige bist — bloß weil du zu feige bist!“ Und mahnte er gehorsam, der Mutter Wort zu befolgen und auf dem Teich nicht zu schliddern, da das Eis bereits dünne Stellen hatte, dann schrien die drei Jungen: „Haach — ist der Hans feige — ist der aber feige!“

„Wenn ich den Jungen doch bloß mal beweisen könnte, daß ich nicht feige bin“, dachte der Kleine öfters. „Wenn doch irgend etwas geschähe, daß ich ihnen zu zeigen vermag, daß ich auch Mut habe.“ Und er träumte davon, daß die Russen eines Tages in Tiemendorf einfallen könnten, und die Breskowschen Jungen angstvoll vor ihnen Reißaus nehmen würden, während er die Tante und das Gut mutig beschützte.

Aber den Russen fiel es gar nicht ein, nach Tiemendorf zu kommen, denn ein anderer als der kleine Hanni schützte das Gut zugleich mit der ganzen Ostmark. Das war Hindenburg.

So mußte Hanni es sich gefallen lassen, auch fernerhin als Feigling zu gelten.

Der Schnee schmolz, Krokos und Veilchen blühten allenthalben in den Gartenwinkeln. Und als die Frühlingssonne nach langem Aprilregen wieder auf das Gut herablugte, da war sie sehr verwundert, wie tüchtig der kleine Hanni während des langen Winters in die Höhe geschossen war. Er war ja inzwischen auch schon acht Jahre alt geworden.

Eines Sonntags herrschte große Aufregung unter den Kindern. Selbst die beiden Großen, die den schulfreien Tag stets daheim zubrachten, waren davon ergriffen. Mit der nächsten Woche wurden russische Gefangene auf Tiemendorf erwartet. Da die eigenen Tagelöhner allenthalben zu den Waffen geeilt waren, wurden die Gefangenen zur Landarbeit herangezogen und auf die verschiedenen Güter unter militärischer Bewachung verteilt.

Die Jungen sprachen von nichts anderem mehr. Wie die

Russen wohl aussehen mochten, ob sie auch nicht etwa heimlich auf sie schießen oder gar das Gut abbrennen würden.

Die Mutter liebte diese Gespräche nicht. Es war ihr sowieso etwas unbehaglich, die feindlichen Gefangenen auf ihrem Gut zu beschäftigen, wo ihr Mann nicht daheim war. Freilich waren sie ja unter militärischer Aufsicht, und der Schuppen, den man ihnen zur Wohnung anwies, lag außerhalb des Gutshofes. Auch mußte man noch zufrieden sein, überhaupt nur genügend Hände zur Frühjahrssaat zu bekommen.

„Am Ende tun sie uns Gift in unser Essen“ — „oder legen Bomben in die Keller“, einer der Jungen hatte immer eine lebhaftere Phantasie als der andere.

„Kinder, redet nicht solchen Unsinn. Ich verbiete euch jetzt derartige Gespräche“, mischte sich die Mutter energisch hinein.

Für den Augenblick nützte das ja. Aber als sie später im Garten zusammen Krocket spielten, da hatten die sechs bedeutend mehr Interesse für die erwarteten Gefangenen, als für ihre Kugeln. Selbst Friß dachte heute nicht daran, die Kugeln von Hans in die äußersten Ecken des Gartens zu schleudern und sich daran zu weiden, wenn der Kleine dann mit den Tränen kämpfte. Friß hatte wieder mal den größten Mund von allen.

„Wenn die Russen feindliche Absichten gegen uns haben, schlage ich sie mit meinem Krockethammer auf ihre hohen Pelzmützen“, prahlte er. Denn daß die russischen Gefangenen Pelzmützen trugen, darin waren sich alle Knaben einig.

„Glaubt ihr, daß sie böse Absichten haben werden?“ Hanni fragte es herzklopfend.

„Haach — der Hans ist schon wieder mal feige! Au, der Feigling fürchtet sich sogar vor Gefangenen!“ so zogen ihn die Knaben, Friß an der Spitze, auf.

Nur Edmund nahm sich, wie meistens, seiner an. „Laßt den

Hans in Frieden, Jungens. Freilich, wenn es bloß nach dem großen Munde ginge, dann wäre Friß der größte Held. Aber Leute, die bescheiden sind, haben manchmal mehr Mut als die Herren Großmaul.“

„Du brauchst wirklich keine Angst zu haben“, sprach auch Lothar dem Kleinen zu. „Es ist ja Militär dabei. Und nächsten Sonntag sind wir Großen auch wieder da und sehen nach dem Rechten.“ Seitdem der Vater eingezogen war, kam sich Lothar sein Ältester, schon als junger Herr auf dem Gutshof vor.

Schweren Herzens zogen die beiden, Lothar und Edmund, am Abend wieder in ihre Pension zurück. Zu gern wären sie diesmal daheim geblieben, um dem Einzug der Gefangenen mit beizuwohnen. Auch die drei Kleinen konnten die Zeit nicht erwarten. Nur Hanni dachte mit herzbeklemmendem Gefühl an die feindlichen Arbeiter. „Ich glaube, die Jungen haben recht, ich bin wirklich ein Feigling“, so schalt er sich selbst.

Und dann waren die russischen Gefangenen eines Tages da, und es war gar nichts Aufregendes dabei. Sie trugen keine Pelzmützen, sondern ganz gewöhnliche graue und sahen wie alle anderen Tagelöhner aus. Nur die militärische Bewachung, die mit geladenen Flinten ihnen zur Seite schritt, zeigte, daß es sich um Gefangene handelte. Auch ihre fremde Sprache erweckte die Neugier der Kinder. Sie mochten es dem Hans nicht glauben, der behauptete, einen großen Teil ihrer Worte zu verstehen. Der wollte sich gewiß nur wichtig machen.

Dies war aber nicht der Fall. Hanni, der so dicht an der russischen Grenze daheim war, hatte früher oft Gelegenheit gehabt, russisch sprechen zu hören, besonders wenn der Vater die Kinder am Markttag mit nach Soldau genommen hatte. Fast alle Dorfbewohner konnten etwas Russisch. Da hatten es natürlich auch die Kinder gehört und gelernt.

Das Interesse der Jungen für die „Feinde“, so nannte Friß die Arbeiter, legte sich allmählich. Die Leute taten ruhig ihre Pflicht und gaben keinen Grund zur Klage. Sie wohnten in ihrem Schuppen und wurden aus der Leutefüche verpflegt.

Frau von Breskows Unbehagen in Hinsicht auf die Gefangenen hatte sich gelegt. Sie freute sich, tüchtige Arbeitskräfte gewonnen zu haben.

Die Frühjahrseinstellung schritt flott voran. Auch die Knaben wurden in ihrer freien Zeit zum Felddienst herangezogen. Jeder deutsche Junge mußte seine Kräfte dem Vaterland und dem Heimatboden widmen.

Hanni machte es Spaß, in der Nähe der russischen Arbeiter beschäftigt zu werden und ihre Unterhaltung mitanzuhören. Seine Angst vor ihnen war längst geschwunden. Die Leute hatten den hübschen, freundlichen Jungen gern.

Es war ein recht heißer Junitag. Alles war auf den Wiesen zur ersten Heumahd. Auch die Kinder halfen. Man hatte sie, damit sie nicht Dummheiten miteinander trieben, vor allem Friß, an verschiedenen Stellen verteilt.

Hanni harkte mit einem Rechen, der größer war als er selbst, das gemähte Gras auf einer Wiese, die sich längs des Bahngleises hinzog, zusammen. Er arbeitete hier besonders gern. Oft kamen Militärzüge mit singenden Truppen vorüber, die den „Hurra“ schreienden Knaben freundlich zuwinkten.

So heiß wie heute war es noch nie gewesen. Die Sonne stach grell vom fahlen Mittagshimmel. Dem kleinen, das gemähte Gras zusammenharkenden Bürschchen tropfte der Schweiß von der Stirn. Aber er tat unermüdlich weiter seine Pflicht. Herr Lenz, der Lehrer, hatte gesagt, daß er seinem Vaterlande dadurch ebenso nütze, wie die Soldaten draußen an der Front.

Aber als das Dorffirchlein Mittag läutete, war Hanni doch

froh, daß es jetzt heim ins Gutshaus, in den kühlen Speisesaal ging. Auch gab es heute sein Leibgericht, Schokoladenspeise mit Vanillensoße. Ach, wie würde die ihn nach der Hitze erquicken!

Die russischen Arbeiter hielten im Schatten von niedrigem Kiefergestrüpp ihre Mittagsrast. Sie steckten die Köpfe zusammen und sprachen erregt miteinander. Ganz laut, denn sie nahmen nicht an, daß jemand ihre Sprache verstand.

Hanni achtete nicht weiter auf die Gefangenen. Es trieb ihn heim. Plötzlich aber hemmte er den raschen Schritt.

Hatte er soeben recht gehört?

„Heute muß es geschehen, heute kommt wieder ein Militärzug hier vorbei, der Truppen an die Front befördert. Den bringen wir zum Entgleisen. Ich habe bereits heimlich die Schienen aufgerissen und wieder hingelegt, daß kein Mensch es merkt. Hahaha — den deutschen Feinden, die uns hier gefangen halten, den wollen wir mal eins auswischen“, einer der Leute rief es so drohend laut, daß jedes Wort Hannis Ohr erreichte.

Der Herzschlag des Kleinen setzte vor Schreck aus. In seinen Schläfen hämmerte es. Was wollten die bösen Leute tun? Einen Militärzug mit braven Feldgrauen zum Entgleisen bringen? Wenn Hanni auch nicht alles verstanden hatte, es genügte, um ihm den schändlichen Plan der Russen zu verraten.

Nein, lieber Gott, nein — das durfte nicht geschehen! Er mußte es verhindern, aber wie, wie sollte er es nur anfangen? Was konnte ein kleines, achtjähriges Jungchen gegen so viele starke Männer ausrichten! Ob er einfach zu ihnen gehen sollte und sie bitten, von ihrem bösen Vorhaben abzustehen? So klein Hanni war, fühlte er, daß dies keinen Zweck haben würde. Zu drohend hatte die Rede der Leute geklungen. Die Gefangenen-ausscher, die sich während der ganzen Zeit von der Harmlosigkeit der Russen überzeugt hatten, waren bereits zu Tisch gegangen.

Herr Lenz, sein Lehrer, arbeitete mit Werner und Jörg auf der entgegengesetzten Seite. Bis er zum Gutshaus lief und die Tante benachrichtigte, konnte das Unglück schon geschehen sein. Denn die Züge kamen nicht mehr fahrplanmäßig. Besonders die Militärzüge, die an die Front gingen, wurden oft eingelegt. So jagten die Gedanken sich hinter der Stirn des Flachskopfes — er wußte nicht ein, nicht aus.

Wenn doch Peterchen, sein Schwesterchen, da wäre! Die hätte sicher Rat gewußt! Oder wenigstens der Fritz! Der war ein forscher Junge, der würde schon einen Ausweg gefunden haben. Aber er selbst war ein Feigling, die Jungen hatten ganz recht. Nein, nein, er wollte aber nicht feige sein! Er hatte sein Vaterland genau so lieb wie Fritz. Die tapferen Feldgrauen durften nicht dem gräßlichen Plan zum Opfer fallen, wenn er es verhindern konnte.

Es gab nur eins — er mußte dem Zug entgegenlaufen und den Lokomotivführer warnen. Vielleicht kam er bis zur nächsten Station, ehe der Zug ausfuhr. Nur schnell — schnell — jede Minute konnte Verderben bringen.

Behutsam, ohne daß die Gefangenen ihn bemerkten, schlich sich der Kleine davon. Hanni dachte nicht mehr an die glühende Mittagshize und an den kühlen Speisesaal im Gutshaus. Nicht mal an die erquickende Schokoladenspeise — nur an die armen Soldaten, die dem sicheren Untergange entgegenfuhren.

Er rannte den Bahndamm entlang, ob auch die Sonne noch so brannte. Die flachsblonden Haare klebten an seiner Stirn — was kümmerte das Hanni. Die Soldaten draußen im Felde hatten noch ganz andere Mühsal zu bestehen. Der lange Rechen drückte dem kleinen Jungen die Schulter wund. Schon wollte er ihn fortwerfen. Da fiel ihm ein, ob er ihm am Ende nicht noch gute Dienste leisten könnte. Wenn der Zug die letzte Bahnstation

schon verlassen, und er ihn auf offener Strecke traf, konnte er dem Zugführer am Ende damit ein Zeichen geben, anzuhalten.

So schleppte er die Last weiter. Trotz starken Herzklopfens, trotz der Stiche in der Seite, hielt er in dem rasenden Lauf nicht inne.

„Nur nicht zu spät kommen — lieber Gott, laß mich nur nicht zu spät kommen!“ keinen andern Gedanken vermochte der Kleine zu fassen.

Er wußte nicht, wie lange er schon durch die siedende Mittagshize jagte. Sicher wohl über eine Stunde, und bis zur nächsten Station waren es zwei! Die Kräfte drohten den erschöpften Knaben zu verlassen, aber er durfte nicht — er durfte ja nicht müde werden.

Da — ein Rollen in der Ferne — war das ein nahendes Gewitter? Hanni schaute zum Himmel empor. Der war tiefblau, wolkenlos.

Barmherziger — das mußte der Zug sein!

Was nun?

Wenn der Lokomotivführer ihn nicht beachtete und weiterfuhr — „lieber Gott, steh' mir bei, hilf mir die vielen tapferen Soldaten erretten!“ so betete der kleine Junge inbrünstig.

Da kam ihm ein Gedanke. Wenn er sein weißes Sporthemd auszog und als Fahne an dem Rechen befestigte? Darauf würde der Zugführer wohl eher aufmerksam werden. Das beste war überhaupt, er blieb nicht seitlich auf dem Bahndamm, sondern stellte sich zwischen die Schienen gerade vor den Zug — da mußte der Führer ihn doch bemerken und anhalten. Und tat er's nicht, wurde er überfahren — nun, was galt sein kleines Leben, wenn so viele tapfere Feldgrauen dem Untergange geweiht waren! So dachte Hanni, den die andern Jungen einen Feigling nannten.

Mit bebenden Fingern befestigte er das weiße Hemd an dem

Rechen. Dann sprang er, ohne noch weiter zu überlegen, von der seitlichen Bahnböschung hinunter, geradeswegs zwischen die Schienen.

Näher und näher kam das Donnern — Hannis Herz pochte zum Zerspringen. Jetzt war der Zug schon ganz nahe. Als ein gewaltiges mitteilsloses Ungetüm fauchte er auf den kleinen Jungen los, der mit seinen letzten Kräften den Rechen wie eine weiße Fahne schwenkte und dazu „halt! — halt!“ brüllte.

Ach — das laute Brausen der eisernen Schlange übertönte die dünne Kinderstimme. Noch wenige Sekunden, dann mußte das schwarze Ungetüm den kleinen Knaben unter seinen Rädern zermalmen, da — hielt es plötzlich.

Der Zugführer hatte im letzten Augenblick die wehende Fahne bemerkt.

Er stieg von der Lokomotive. Schaffner eilten herbei. Feldgraue Soldaten schauten neugierig aus allen Fenstern, was es denn gäbe.

Offiziere stiegen aus und begaben sich zum Zugführer, den Grund des unvorhergesehenen Aufenthalts zu erforschen.

Hanni konnte vor Erregung und Erschöpfung kaum sprechen. „Russische Gefangene — haben — haben — die Bahn-schienen aufgerissen, um den Militärzug zum Entgleisen zu bringen“, stieß er endlich schweratmend heraus.

„Und deshalb bist du dem Zuge entgegengelassen — braver Kleiner!“ belobte ihn ein junger Offizier.

„Der mutige Junge hatte sich direkt vor die Lokomotive zwischen die Schienen gestellt, Königliche Hoheit, um bemerkt zu werden“, meldete der Zugführer.

„Poktausend — ein kleiner Held! Das wird dir sobald kein anderer Knabe nachmachen. Nun, nenne mir deinen Namen, mein Sohn, und erzähle mir, wer deine Eltern sind“, wandte sich der

junge Offizier, der mit „Königliche Hoheit“ angeredet wurde, an den Kleinen. Es war einer der preußischen Prinzen, ein Sohn des deutschen Kaisers.

Hanni gab bescheiden Auskunft. Er erzählte, daß er ein Flüchtlingskind sei, das nichts von dem Verbleibe seiner Eltern wisse, und daß er auf dem Gut Tiemendorf eine Heimat gefunden habe.

„Tapferer, kleiner Kerl“, der Prinz, dem das Schicksal des Kindes zu Herzen ging, streichelte seine erhitzte Wange. „Ich will später für dich sorgen, das Heldenstück soll dir nicht vergessen werden. Und nun wollen wir uns mal die Herren Russen langen und ihnen derartige Absichten ein für allemal vertreiben.“ Er winkte einigen seiner Offiziere, die mit einem Trupp Soldaten den von Hanni angegebenen Arbeitsplatz der Gefangenen aufsuchten. Einige Pioniere wurden mit dem Wiederinstandsetzen der aufgerissenen Schienen betraut und die Bahnstation von dem Anschlag in Kenntnis gesetzt.

Der Prinz selbst aber und sein Adjutant bestiegen mit Hanni einen vom nächsten Dorf herbeigeordneten Wagen. Seine Königliche Hoheit wollte den unfreiwilligen Aufenthalt dazu benutzen, um den mutigen kleinen Jungen, der ihnen allen das Leben gerettet hatte, persönlich heimzubringen.

Auf dem Gute war man bereits in großer Sorge über das Ausbleiben Hannis. Frau von Breskow vermochte keinen Bissen hinabzubringen, sie fühlte jetzt erst, wie lieb sie den kleinen Hans gewonnen hatte.

„Au, der kriegt mächtige Senge, der kann sich freuen, wenn er nach Hause kommt“, meinte Fritz zu Werner frohlockend, daß er diesmal nicht der Schuldige war.

Wie erstaunten sie aber alle, als der Vermißte in einem Wagen mit zwei Offizieren zurückkehrte. Und als sie gar noch

erfahren, daß es ein Prinz sei, der Hanni heimbrachte, und daß der Kleine durch seinen Mut den Prinzen und all die Soldaten vor dem sicheren Untergang bewahrt hatte, da blickten sie voller Begeisterung auf den Jungen, den sie stets als feige verlacht hatten. Wenn Königliche Hoheit ihn einen „kleinen Helden“ nannte, dann mußte er es wohl sein. Ordentlich stolz waren sie alle auf ihren Hans.

Die Bahngleise waren wieder ausgebessert, die russischen Gefangenen zur nächsten Stadt in festes Gewahrsam abgeführt. Der Prinz hatte nach freundlichem Abschied das Gut verlassen. Hannis Heldentat aber verbreitete sich in ganz Deutschland. Alle Zeitungen brachten eine Notiz über den mutigen kleinen Hans Raschuba, der, ohne an sich selbst zu denken, einem der Hohenzollernprinzen und so vielen tapferen Soldaten das Leben gerettet hatte.

Und der alte Herr Professor Kruse in Danzig las seinem Pflögetöchterchen Annedore aus der Zeitung die Heldentat ihres kleinen Bruders vor.

15. Kapitel.

Wer Tante Ginchens Teerose bekommt.

Annedores kleines Mundwerk war stets aufgezogen. Von früh bis spät klapperte es lustig. Tante Gines armer Kopf wußte davon ein Lied zu erzählen. Aber auch in der Schule vermochte die Kleine ihr Mündchen nicht im Zaum zu halten. Selbst in den Stunden, wo doch jedes Kind, das nicht vom Lehrer gefragt wird, zu schweigen hat. Annedore Raschuba mußte ständig wegen Unaufmerksamkeit und Schwachhaftigkeit erinnert werden. Das war auch der Grund, weshalb sie nur auf der zweiten Bank saß. Ihren Fähigkeiten nach hätte sie eine der ersten sein können.

Seit Ostern war sie in eine neue Klasse versetzt worden. Da war nicht mehr das nette Fräulein Miede ihre Klassenlehrerin, sondern ein strenges Fräulein Specht. Das trug eine Brille und sah dadurch jede Unaufmerksamkeit ihrer Schülerinnen. In die Ecke, wo Annedore ihren Platz hatte, waren die Brillengläser ganz besonders oft gerichtet.

Aber niemals hatte sich das kleine Mädchen die Unzufriedenheit ihrer Lehrerin in solchem Maße zugezogen wie am heutigen Tage. Annedore schien heute gar keinen Sinn für das deutsche Grammatikstück, das man durchnahm, zu haben. So oft Fräulein Specht sie aufrief, war sie nicht bei der Sache und mit anderen Dingen beschäftigt. Aber nicht genug, daß sie selbst nicht aufpaßte, sie machte auch ihre Nachbarinnen unaufmerksam.

„Einem der Prinzen, einem Sohn von unserm Kaiser, hat mein Hannibruder das Leben gerettet und noch vielen hundert anderen Soldaten. Hier steht's in der Zeitung, da — ihr könnt's selber lesen!“ so flüsterte die Kleine hinter dem vor dem Mund gehaltenen Löffelblatt und ließ stolz eine mit Rotstift angestrichene Zeitungsnachricht unter dem Tisch von Hand zu Hand wandern.

Fräulein Specht nahm die unaufmerksame Ecke aufs Korn.

„Annedore Raschuba, welches ist das Prädikat in diesem Satz?“

Das kleine Mädchen fuhr in die Höhe und starrte die Lehrerin an, ohne auch nur die Frage begriffen zu haben. Sie war mit ihren Gedanken gerade bei ihrem Hanni gewesen. Wie mochte der kleine Bruder, der sonst niemals allzuviel Mut gezeigt, es nur fertig gebracht haben, die große Eisenbahn anzuhalten? Ach, wenn er es ihr doch hätte erzählen können, oder wenn er es ihr auch nur ausführlich schreiben wollte!

„Was hatte ich eben gefragt, Annedore?“ Die Brillen-

gläser von Fräulein Specht blickten ärgerlich in der Sonne. Annedore hatte keine Ahnung. Hilflos blickte sie drein.

„Ja, sag' mal Kind, was fällt dir denn eigentlich ein! Die ganze Stunde bist du schon mit deinen Gedanken wo anders. Setze dich jetzt mal hier vorn auf die Strafbank, daß ich dich mehr vor Augen habe. Und von dem gemeinsamen Lazarettbesuch schließe ich dich heute nachmittag aus. Unsere tapferen Verwundeten, die selbst bis zum äußersten ihre Pflicht erfüllt haben, mögen keinen Besuch von Kindern, die in der Schule pflichtvergeffen sind.“ So sagte Fräulein Specht strafend.

Mit zuckenden Lippen nahm Annedore den Strafplatz ein. Die Schande war groß. Noch größer aber die Enttäuschung, daß sie am Nachmittag nicht mit ins Lazarett sollte. Die Klasse freute sich seit Tagen schon darauf, den Verwundeten Liebesgaben bringen zu dürfen. Die schönste eingekochte Marmelade hatte Annedore bereits Tante Gine dazu abgebetelt. Onkel Adalbert hatte ihr eine Kiste Zigarren versprochen, und Minna wollte sogar Waffeln backen.

Und nun sollte alles umsonst sein? Nein, sie mußte jetzt durch ganz besondere Aufmerksamkeit ihren Fehler gut zu machen suchen. Vielleicht ließ Fräulein Specht sich dann noch erweichen und nahm sie mit.

So gab sich Annedore auf ihrem Strafplatz grenzenlose Mühe, ihre in alle Winde flatternden Gedanken nur noch auf Subjekt, Objekt und Prädikat eines jeden Satzes zu richten. Zuerst gelang ihr das auch ganz gut. Fräulein Spechts Brillengläser blickten jetzt ganz freundlich auf die aufmerksame Schülerin. Bis es Annedore plötzlich durchfuhr: Herr Gott, sie hatte ja ihr Zeitungsblatt, augenblicklich ihr größter Schatz, nicht zurückbekommen! Wer von den Kindern mochte es nur haben? Wenn

es nun eins zerriß, oder gar sein Frühstück in Hannis Heldentaten einwickelte?

Mit Annedores Aufmerksamkeit war es wieder zu Ende. Ihr hübsches Köpfchen ging nach allen Seiten. „Mein Zeitungsblatt — wer hat meine Zeitung? Gebt es unter dem Tisch her!“ flüsterte es von der Strafbank nach rückwärts.

Fräulein Specht entging natürlich die Unruhe, die sich durch die Klasse verbreitete, und deren Urheberin wieder mal Annedore Raschuba war, nicht.

„Ja, Annedore, muß ich dich erst unter Tadel schreiben? Eben noch habe ich mich über deine Teilnahme am Unterricht gefreut, daß du bemüht bist, mich wieder zufrieden zu stellen, und nun gibst du schon wieder Anlaß zur Klage.“ Die Lehrerin schüttelte in höchster Unzufriedenheit den Kopf.

„Ich will ja aufpassen — wirklich — wenn ich bloß meine Zeitung wieder kriege“, stieß die Getadelte in Sorge um ihren kostbaren Schatz hervor.

„Was, eine Zeitung? Wie kannst du nur eine Zeitung mit in die Schulstunde bringen und dadurch auch noch die anderen Kinder vom Unterricht ablenken?“ forschte Fräulein Specht stirnrunzelnd.

„Wenn doch aber drin steht, daß mein Hannibruder einem Prinzen das Leben gerettet und einen Eisenbahnzug vor dem Entgleisen bewahrt hat“, verteidigte sich die Kleine.

„Ei, das ist dein Bruder, Annedore?“ Die Brillengläser funkelten lange nicht mehr so böse. Fräulein Specht hatte selbst den Bericht über die Heldentat des ostpreußischen Flüchtlingskinds in den Danziger Neuesten Nachrichten gelesen.

„Ja, freilich, mein Hanni ist es, wenn hier auch Hans Raschuba steht“, in schweizerlichem Stolz schwenkte Annedore das

Zeitungsblatt, das inzwischen glücklich wieder zu ihr zurückgekehrt war, in der Luft herum.

„Na, Annedore, dann soll dir heute deine Unaufmerksamkeit verziehen sein. Aber nun sei bestrebt, es deinem Bruder an Tüchtigkeit gleich zu tun“, Fräulein Specht wandte sich wieder ihrem Subjekt und Objekt zu.

Und wirklich, Annedore gab jetzt keinen Grund mehr zur Klage. Sie wollte doch so gern mit ins Lazarett.

Als die Glocke den Schulschluß meldete, wagte sie es, Fräulein Specht darum zu bitten. Ganz bescheiden, gar nicht so lechzend, wie das sonst wohl ihre Art war.

Hurra! — Fräulein Specht nickte Gewährung.

„Also um vier Uhr versammeln sich alle Kinder hier im Schulhof“, damit entließ die Lehrerin ihre Klasse.

Annedore war von einer zappelnden Ungeduld. Sie machte Tante Gine ganz nervös. Schon beim Mittagessen ging es ihr nicht schnell genug, trotzdem noch zwei Stunden bis zur festgesetzten Stunde Zeit war.

Tante Ginch, wie bekomme ich denn die Marmelade und die Zigarren und die vielen Waffeln bloß fort? Ob ich alles in meinen Puppenwagen packe und Hektor vorspanne? Der würde sicherlich auch gern dabei sein“, überlegte das kleine Mädchen.

„Hunde haben im Lazarett nichts zu suchen.“ Tante Gine hatte ihre Abneigung gegen den braven Hektor noch immer nicht überwunden, trotzdem er jetzt endgültig als Hausgenosse geduldet wurde. Seine kleine Herrin gegen den gewünschten, sanften Jungen einzutauschen, daran dachte schon längst keiner mehr bei Professors. Jedem der alten Leute war das liebenswürdige, heißblütige Kind mit all seinen Fehlern ans Herz gewachsen, und Tante Gine am allermeisten, wenn sie es auch nicht zugab.

Als das alte Fräulein die enttäuschte Miene ihres Pflegetöchterchens sah, daß es nicht mit Hund und Puppenwagen ins Lazarett ziehen durfte, tat es ihrem gütigen Herzen schon wieder leid. „Ich werde dir alles sorgsam verpacken, Annedorch, daß du deine Liebesgaben gut hinbekommst“, tröstete sie.

Und wirklich! Um halb vier stand neben Annedores Nachmittagsmilch ein allerliebstes Körbchen, in das die gute Tante Gine noch manches andere Leckere getan hatte. Obenauf aber hatte sie eine wunderschöne Teerose gelegt.

„Tante Ginch, deine Rose!“ entsetzt wies das kleine Mädel auf die zarte Blüte. Wie ihren Augapfel hatte die Tante ihre gelbe Rose behütet, daß der Wildfang nur ja nicht dagegen lief oder sie aus Unachtsamkeit knickte. Seitdem die Knospe sich erschlossen hatte, war Tante Gines erster Gang jeden Morgen zu ihrem Köschchen. Dort erquidete sie sich an dem zarterherben Duft: „Meine Badereise“, pflegte sie scherzend diesen Morgenausflug zu nennen.

Und nun hatte Tante Gine selbst ihre Rose abgepflückt? Annedore traute ihren Augen nicht.

„Nimm sie nur, Kind, nimm sie nur“, meinte die Tante, gütig lächelnd. „Unsere braven Verwundeten bedürfen der Erquidung mehr als ich. Ich habe meine Freude seit Tagen daran gehabt, nun mögen sich andere auch noch daran erfreuen.“

Selig sprang Annedore mit ihrem Körbchen davon.

„Langsam, Kind, vorsichtig, daß du nichts vergießt“, rief die alte Tante von ihrem Hausbänkchen auf dem Beischlag hinter der wilden Hummel drein.

Paarweise, so zogen die kleinen Mädchen durch das Hohe Tor zum Lazarett. Ein jedes trug ein Körbchen oder Käftchen, manches auch wohl nur einen Blumenstrauß. Wie die Sperlinge, so ploppten und schwirrten sie durcheinander. Annedore, sonst

die lebhafteste, war ziemlich nachdenklich. Sie zerbrach sich ihr Köpfchen, wem von all den Verwundeten sie wohl Tante Gines Teerose schenken sollte.

„Weißt du, Villi,“ meinte sie schließlich zu ihrer kleinen Kameradin, „ich gebe sie dem, der am dollsten verwundet ist, der am bleichsten aussieht. Und die Marmelade kriegen die, welche schon ein bißchen gesünder sind. Aber zu Waffeln müssen sie ganz gesund sein, sonst verderben sie sich am Ende den Magen. Und Leute, die im Bette liegen, können doch auch keine Zigarren rauchen. Du, Villi, mein Zeitungsblatt von Hanni habe ich auch eingesteckt. Die Verwundeten werden sich aber mal wundern, daß kleine Jungens auch schon so tapfer sein können.“

Doch es kam anders, als es sich Annedore überlegt hatte. Die Liebesgaben mußten beim Eintritt ins Lazarett abgeliefert werden, damit sie gleichmäßig verteilt werden konnten. Daß nicht einer alles bekam, und der andere gar nichts.

„Aber Tante Gines Teerose gebe ich nicht ab, die will ich selbst den Verwundeten bringen“, ereiferte sich Annedore. Sie war grenzenlos enttäuscht, daß sie ihre Gaben nicht persönlich verteilen durfte.

Mit ihrer Teerose bewaffnet, so schritt die Kleine im Zuge der Schulkameradinnen in den großen, hellen Saal, in dem Bett neben Bett stand. Darüber das Täfelchen mit dem Namen des Verwundeten.

Ganz bekommen wurde den lustigen kleinen Mädchen zumute, als sie die bleichen Gesichter alle in den Rissen sahen. Sie wagten kaum aufzutreten, geschweige denn ein Wort zu reden. Fräulein Specht sprach mit diesem und jenem und ließ sich seine Verwundungsgeschichte erzählen. Die Schwestern in den blaugestreiften Kleidern und weißen Häubchen ermutigten die scheuen Kinder.

„Gebt unsern Soldaten nur die Hand und sagt ihnen guten Tag, sie freuen sich mit euch.“

Aber verlegen hielt sich der kleine Besuch zurück. Nur Annedore fand ihre feste Unbefangenheit wieder. Sie trat an einen verwundeten Landsturmmann, der sein Bein eingebüßt hatte, heran und gab ihm freundlich die Hand. „Guten Tag, Herr Soldat, ich habe Ihnen eine Erdbeermarmelade, die meine Tante Ginchens selbst eingekocht hat, mitgebracht. Und wenn Sie erst aufstehen dürfen, kriegen Sie auch was von Minnas Waffeln und von Onkel Adalberts Zigarren“, so erzählte sie ihm zutraulich.

Der Verwundete lächelte trotz seiner Schmerzen erfreut. Weniger über die in Aussicht gestellten Genüsse, als über das reizende kleine Mädchen, das so allerliebste zu plaudern wußte.

„Schenke ihm doch deine schöne Rose“, meinte eine der Schwestern.

Aber Annedore hielt Tante Gines Teerose fest. „Ei nein, der ist noch nicht blaß genug. Ich muß erst mal sehen, ob nicht noch ein ganz doll blasser kommt. Aber riechen darf er mal an meiner Rose.“ Damit hielt sie ihm die zarte Blüte unter die Nase.

Der Landsturmmann und die Schwester lachten um die Wette, und auch die Verwundeten, die in der Nähe lagen und Annedores Worte gehört hatten, belustigten sich. Eins der andern Kinder trat an das Lager heran und legte ihren Blumenstrauß auf die Bettdecke. Annedore aber schritt mit ihrer Teerose weiter, hinter Fräulein Specht her, in den Nebensaal.

Hier war es vergnüglicher. Die leichter Verletzten hatte man in diesem Saal einquartiert. Die meisten waren schon außerhalb des Bettes. Sie spielten Karten, rauchten Zigarren, schrieben Ansichtskarten und verfertigten allerlei niedliche Sachen. Der flocht ein Körbchen, jener schnitzte Tierchen und pinselfte sie an; hier knüpfte einer aus Bindfaden eine Nektasche und dort —

Annedore mußte hell auflachen — da lernte ja einer sogar bei der Schwester stricken. Nein, sah das komisch aus. Er stellte sich entschieden geschickter dabei an, als sie selbst. Die Strickstunde bei Tante Ginchens war nämlich für den Unband eine Qual.

Am liebsten wären die Kinder gar nicht wieder aus dem gemüthlichen Saal hinausgegangen. Hier tauten auch die Schüchternen auf und schwakten munter drauf los. Aber es galt, noch mehr Verwundete zu besuchen.

Aber die Terrasse ging's, auf der die schon Genesenden in Liegestühlen sich des warmen Sonnenscheins und des jungen Frühlingsgrün erfreuten.

Annedore hielt ihre Teerose krampfhaft fest. Nein, die brauchten sie alle nicht, die waren nicht so krank. Schlimmstenfalls, wenn sie keinen „ganz doll blaffen“ fand, brachte sie Tante Gine ihre Teerose wieder mit heim.

Aber nun betraten sie zum Schluß noch einen Saal, in dem erst kürzlich Schwerverwundete eingeliefert worden. Viele von ihnen waren gar nicht bei Besinnung, sondern lagen im Fieber. Andere ruhten mit leidenden Gesichtern in den Kissen und sahen den fremden kleinen Besuch kaum. Auf den Zehenspitzen wagten sich die kleinen Mädchen hier nur vorwärts.

Annedore überlegte. Ob sie einem der Fiebernden ihre gelbe Rose aufs Bett legen sollte? Damit er sich, wenn er erwachte, daran freute. Aber das konnte noch lange dauern, inzwischen war die Rose am Ende verwelkt. Während sie noch schwankte und zauderte, kam sie mit der Hand gegen die Kleidertasche. Darin knisterte es. Richtig — ihr Zeitungsblatt. Sie hatte ja ganz vergessen, den Verwundeten von ihrem tapferen Hannibruder zu erzählen. Aber in diesem Saal waren ja auch einige bei Besinnung, die würden sich gewiß darüber freuen. Dort drüben las ja sogar einer selbst die Zeitung.

Annedore zog das Blatt aus der Tasche und trat damit zu dem Lesenden, dessen Gesicht hinter der Zeitung ziemlich verschwand. Das kleine Mädchen blickte neugierig mit in die Zeitung hinein.

Nanu?!

Das war ja daselbe Blatt, das sie ihm gerade zeigen wollte. Der Blick des Verwundeten hing an der gleichen Stelle, die Onkel Adalbert in ihrer Zeitung rot angestrichen hatte. Stolz wies Annedore mit dem Zeigefinger darauf.

„Das ist mein kleiner Hannibruder, der die vielen Soldaten und den Prinzen gerettet hat“, verkündete sie frohlockend.

Jäh fuhr der Kopf des Verwundeten beim Klang der Kinderstimme herum.

„Peter“ — rief es in höchster Aufregung aus den Rissen, „mein Peterchen!“ Starr stand die Annedore und lauschte dem so lange nicht vernommenen Namen. Aber nur für eine Sekunde, dann kam wieder Leben in das kleine Ding, und „Vater!“ — jauchzte es, „Vaterchen!“ — so jubelte es durch den stillen Krankensaal.

Und dann lag das Töchterchen in den Armen des verwundeten Kriegers, die es so fest hielten, als könne es ihm aufs neue genommen werden. Der Kleinen aber war es am Vaterherzen zumute, als hätte sie aus der Fremde endlich wieder heimgefunden.

Mit großen, neugierigen Blicken standen die Schulkameradinnen herum. Fräulein Specht hatte Tränen der Rührung in den Augen über das unvermutete Wiedersehensglück von Vater und Kind. Und all die verwundeten Soldaten, die nicht im Fieberschlaf lagen, freuten sich mit den beiden.

Als Annedore endlich wieder den Kopf von Vaters Brust hob, da lag Tante Gines Teerose von der stürmischen Umarmung geknüllt auf der Bettdecke. Aber was fragte die Kleine jetzt noch

danach. Vater bekam sie ja doch, kein anderer! Vater freute sich auch so mit der duftenden Rose. War es nicht gerade, als ob sie dieselbe für ihn aufgehoben hatte?

Fräulein Specht gestattete Annedore, nachdem sie von Herrn Kaschuba erfahren, daß er eine nicht allzu schwere Verwundung am Bein davongetragen, noch ein Stündchen beim Vater zu bleiben. Sie selbst verließ mit den Schülerinnen das Lazarett.

Ach, was hatten sich der Vater und sein Peterchen nicht alles zu erzählen. Vom ersten Tage der Flucht an, bis zu dem Augenblick, wo sie sich von Hanni trennen mußte.

„Und wer weiß, Vaterchen, ob wir uns ohne Hannis Heldentat überhaupt gefunden hätten. Am Ende wäre ich durch den Saal gegangen, ohne dich zu erkennen. Nur weil du die Zeitung gelesen, kam ich zu dir.“ Glückselig lauschte der Vater dem kindlichen Geklapper, das er solange entbehrt.

Von Onkel Adalbert und Tante Ginchens berichtete das Plappermäulchen, von Minna und von Hektor. „Es ist ja ganz schön bei Professors, aber nun bleibe ich lieber wieder bei dir, nun gehe ich nie mehr von dir fort, Vaterchen. Jetzt ziehen wir wieder alle zusammen in unser hübsches Häuschen, ja?“

„Ei, mein Herzchen,“ meinte der Vater mit wehmütigem Ernst, „sobald ich gesund bin, muß ich wieder in den Schützengraben. Da kann ich mein kleines Mädchen nicht mitnehmen. Und unser Häuschen? Du lieber Herrgott! Kein Ziegel steht mehr davon. Dem Erdboden gleich haben die russischen Kosaken es gemacht. Aber das läßt sich neu aufbauen. Wenn ich nur wüßte, was aus unserer Mutter geworden ist. Du glaubst es gar nicht, Kind, wie schwer euer Schicksal mir all die Zeit auf der Seele gelastet hat. Aus allen Himmeln war ich, als ich von der Tante Friedchen in Thüringen die Nachricht erhielt, daß ihr nicht, wie ich hoffte, bei ihr Unterkunft gesucht, und daß jede Spur von

euch fehle. Wenigstens habe ich dich jetzt wieder, mein Peterchen, und kann um unseren Hanni ebenfalls beruhigt sein. Und unsere Mutter wird der liebe Gott hoffentlich in seinen Schutz genommen haben. Möge er uns, wenn erst Frieden im Vaterlande ist, alle wieder zusammenführen!“ So sprach der Vater leise und schloß ermattet die Augen.

Da trat Professor Kruse, dem Fräulein Specht von dem merkwürdigen Wiederfinden seines Pflugeschters mit ihrem Vater in Kenntnis gesetzt hatte, in den Lazarettssaal. Er wollte Herrn Kaschuba begrüßen und Annedore heimholen.

Aber das war ein schweres Stück Arbeit. Die Kleine wollte sich durchaus nicht wieder von ihrem Vater trennen. Sie bat den Professor, die Schwestern, ja selbst den Arzt flehentlich, sie doch bei ihrem Vater zu lassen. Sie wollte ihn auch ganz bestimmt gesund pflegen.

Das ging natürlich nicht.

Erst als eine der Schwestern die Kleine darauf aufmerksam machte, daß vieles Sprechen dem kranken Vater schade, und daß er jetzt Ruhe brauche, ließ sie sich dazu bewegen, mit Onkel Adalbert heimzukehren.

„Aber gleich nach dem Mittagessen komme ich morgen wieder und pflege dich, Vaterchen“, versprach sie noch im Fortgehen.

„Tante Ginchens — Minna — Hektor — Vater ist da — Vater ist hier in Danzig! Im Lazarett habe ich ihn gefunden! Und deine Teerose habe ich ihm geschenkt, Tante Ginchens“, so jauchzte sie bald darauf durch das stille Haus in der Frauengasse. „Und paßt mal auf, mein Mutchen kommt auch wieder. Ganz bestimmt! Der liebe Gott ist ja so gut, der hat sicher nicht erlaubt, daß die bösen Russen ihr etwas zuleide getan haben!“

Sollte die kindliche Zuversicht des kleinen Mädchens getäuscht werden?!

16. Kapitel.

Hurra — der Sprengwagen.

Am nächsten Tage durfte Annedore nicht gleich nach dem Mittagessen, wie sie es sich vorgenommen, zu ihrem Vater. Der Patient hatte von der Aufregung des plötzlichen Wiedersehens Fieber bekommen und sollte keinen Besuch haben.

War das hart für das kleine Mädchen, am Eingang zum Lazarett wieder lehrmachen zu müssen. Hatte sie doch den ganzen Tag an nichts anderes denken können, als an das Beisammensein mit dem Vater. Selbst in die Schulstunden hatten sich diese nicht hingehörigen Gedanken mit eingeschlichen. Aber Fräulein Specht hatte heute Nachsicht mit der zerstreuten Schülerin.

Es dauerte eine ganze Woche, bis das Töchterchen wieder den Vater besuchen durfte. Eine schwere Geduldsprobe für das zappelige Ding! Aber dann hatte sie wenigstens die Freude, den Vater auf dem Wege der völligen Genesung zu sehen. Dieselbe schritt nun schnell vorwärts. Täglich weilte Annedore im Lazarett und leistete ihrem Vaterchen getreulich Gesellschaft. Fast alle dort kannten bald das lustige, hübsche Kind und scherzten mit ihm. Es war den Verwundeten, als ob ein lebendiger Sonnenstrahl durch den Saal husche, wenn die Kleine erschien.

Wie stolz war Annedore, als der Vater seinen ersten Ausgang, auf ihren Arm gestützt, machte! All die alten Giebelhäuser in Danzig verwunderten sich, daß der Wildfang nicht wie sonst durch die Straßen sprang und hopfte, sondern fein ruhig einher-schritt. Natürlich ging's zur Frauengasse. Vater mußte doch sehen, wo sein Peterchen jetzt zu Hause war. Tante Gineken hatte den Kaffeetisch feierlich mit den schönen Röschentassen gedeckt, und

Minna einen großen Kapsfuchen zum Empfang gebacken. Die glücklichen Blicke der leuchtenden Kinderaugen wanderten zwischen dem Vater und dem großen Kuchen hin und her.

Zweifelhaft aber war es, wer sich mehr mit dem Vater freute — die Kleine oder Hektor. Sein Freudengeheul lockte sämtliche Bewohnerinnen der Frauengasse an das Fenster. Rührend war es, zu sehen, wie das treue Tier seinem Herrn die Hände leckte.

Herr Raschuba war von Herzen froh, sein Kind bei so guten Menschen untergebracht zu wissen. Er dankte ihnen aufs wärmste für all die Liebe, die sie seiner Kleinen zuteil werden ließen.

Aber die guten, alten Leuten wollten davon nichts hören. „Es ist uns selbst die größte Freude, unser Annedorchen im Hause zu haben“, so sagte Tante Gineken, die sich so schwer dazu verstanden hatte, das kleine Mädchen zu behalten. Mit ihren runzlichen Händen strich sie liebevoll die rosigen Wangen ihres Pflegetöchterchens.

Aber es sollten wieder Zeiten kommen, wo Fräulein Georgine anderer Meinung ward. Wo der Ärger über das Annedorchen die Freude, welche dieselbe machte, überwog.

Herr Raschuba war genesen zur Front zurückgekehrt. Die schönsten Blumen aus Tante Gines Hofgärtchen schmückten seinen feldgrauen Helm. Bis zum Bahnhof gab ihm sein Töchterchen das Geleit.

„Das erste paar Strümpfe, das ich fertig gestrickt habe, schicke ich dir, Vaterchen“, versprach sie zärtlich.

„Ei, Peterchen, ich hoffe, der Frieden wird eher da sein, als deine Strümpfe“, scherzte der Vater, der die Vorliebe seines Wildfangs für Stillfigen kannte.

Aber der Vater irrte sich. Zum Staunen von Tante Gine und der Frauengasse fand sich Annedore jetzt öfters auf dem

Hausbänkchen des Beischlags zum Stricken ein. Mit puterrotem Gesicht mühte sie sich, zerrte und zog an Nadeln und Faden, bis die gute Tante Gine sich erbarmte und Ordnung schaffte.

Das alte Fräulein frohlockte heimlich. Sollte aus dem Unband unter ihrer Erziehung am Ende doch noch ein sittsames kleines Mädchen werden?

Fräulein Georgine freute sich leider zu früh. Am nächsten Tage war Annedore zur Geburtstagsgesellschaft bei einer kleinen Schulfreundin eingeladen. Tante Gine und Minna wollten mit ihrem Kinde Ehre einlegen. Letztere wusch und bügelte das weiße Stickerkleid, daß es wie ein Hauch ausah. Tante Gine aber kaufte sogar eine mattrosa Seidenschärpe dazu.

Als Annedore sich in ihrem Staat kurz vor vier Uhr auf den Weg machte, stand die alte Tante, die Minna, ja selbst der greise Herr Professor draußen auf dem Beischlag. Alle drei schauten sie dem reizenden kleinen Ding nach, das von Hektor begleitet, im Hopsaschritt die Gasse entlangsprang.

„Sieht sie nicht wie ein Prinzeßchen aus?“ fragte Tante Gine mit freudigem Stolz.

Ach — Annedore sollte nicht lange wie ein Prinzeßchen aussehen!

Am Langenmarkt fuhr ein großer, roter Sprengwagen, der die staubigen Dämme der Stadt mit seinem Wasserstrahl abrauste. Barfüßige kleine Gassenjungen, jauchzend hinterdrein. Bald hielten sie den Kopf, bald die schmutzigen, nackten Beinchen unter den sprühenden Wasserstrahl.

Hurra — der Sprengwagen! Annedore dachte nicht an ihr schönes Stickerkleid, mit dem sich Minna so gequält, noch an die mattrosa Seidenschärpe, die ihr Tante Gine geschenkt. Nicht einmal an Freundin Lillis Kindergesellschaft, zu der man sie erwartete, dachte das kleine Mädchen. Wie es ging und stand,

mit weißen Schuhen und Stickerkleid, mischte es sich unter die wilde Straßenjugend Danzigs.

Schischschisch — ging der Wasserstrahl über das „Prinzeßchenkleid“ und über all die Herrlichkeit. Annedore kreischte und jauchzte lauter und ausgelassener als sämtliche Schlingel. Gegenseitig besprigten sie sich und stießen sich unter die erfrischende Dusche. Das war nicht mehr die Annedore, die bei den alten Leuten doch schon einigermaßen ihre Wildheit hatte zügeln lernen müssen, das war wieder ganz der bubenhafte „Peter“ aus dem Heimatdorf. Manch Vorübergehender blieb kopfschüttelnd stehen und sah mißbilligend zu, wie das sorglose kleine Mädel seine schönen Sachen verdarb.

Auch Hektor, die alte Kinderfrau, blaffte warnend. Er war überhaupt nicht für solch nasses Vergnügen. Aber Annedore achtete nicht auf die Mahnung des treuen Tieres.

Durch die belebtesten Straßen der Stadt fuhr der Wagen, die Bören immer hinterdrein. Er ratterte auch an dem Café vorüber, in welchem Herr Professor Kruse alltäglich mit einem Kollegen seine Partie Schach zu spielen pflegte.

„Sehen Sie nur diese Rangen“, sein Partner wies auf die Straße hinaus. „Die brauchen nicht erst nach Zoppot hinauszufahren, die nehmen hier schon ihr Bad.“

Der Professor schaute durch seine blaue Brille auf das Kreischen und Juchzen da draußen. Die eine helle Stimme, die alle andern übertönte, kam ihm doch so merkwürdig bekannt vor. Schärfer blickte er hin — „Himmel, ist es denn die Möglichkeit!“, rief der greise Herr erregt und sprang so ungestüm auf, daß Turm und Läufer ebenfalls vom Schachbrett sprangen.

„Annedore!“ rief er durch das offene Fenster, „Annedore!“

Aber die jauchzende Kleine hörte ihn nicht, die belustigte sich

gerade damit, auch den wasserscheuen Hektor mit unter das Sturzbad zu ziehen.

Da fühlte sie sich aber plötzlich selbst ans Schlafittchen genommen. Hinter ihr stand mit erzürntem Gesicht Onkel Adalbert.

„Ungezogenes Mädchen, schämst du dich denn gar nicht? Wir denken, du bist bei deiner Freundin, und du treibst dich inzwischen hier auf der Straße herum und verdirbst die teuren Sachen?“ So aufgebracht hatte Annedore den Professor noch nicht gesehen.

Mit zerknirschem Gesicht stand die durchweichte kleine Sünderin da. Jetzt erst kam Annedore ihr unartiges Verhalten zum Bewußtsein. Auch Hektor strich mit gesenktem Schwanz, als Zeichen seines bösen Gewissens, um den Professor herum. Trotzdem er doch eigentlich nach Möglichkeit abgeraten hatte.

„Ach, Onkel Adalbert, das Kleid trocknet ja wieder. Sei nicht böse, es war ja so fein unter der Brause.“ Mit sehnsüchtigen Augen blickte die Kleine dem davonsahenden roten Wagen nach.

Aber der Professor hatte heute kein Verständnis für Annedores Begeisterung, er war ganz strenger Lehrer.

„Und an uns denkst du nicht, daß du dich auf den Tod erkälten kannst, und was du uns dann für Sorgen machst, du böses Kind. Marsch jetzt nach Haus, daß du in trockene Sachen kommst.“

„Aber ich muß doch zur Kindergesellschaft, Onkel Adalbert. Lilli wird schon auf mich warten. Und bis ich da bin, ist das Kleid und die Schuhe wieder trocken. Weißt du was, ich gehe immer in der Sonne, dann dauert's nicht so lange.“

„Zur Kindergesellschaft, wo du so ungezogen gewesen bist? Nein, das schlage dir nur aus dem Sinn, mein Kind. Die Erlaubnis hast du heute verwirkt. Ich bringe dich selbst heim, damit ich wenigstens sicher bin, daß du dich sofort umkleidest.“ Und

der alte Herr ließ seine Schachpartie im Stich, was noch nie im Leben bei ihm vorgekommen war.

Tante Ginchén flatterte von ihrem Beischlag den beiden die Frauengasse Herauskommenden in begreiflicher Aufregung entgegen.

„Um Himmels willen — hat's ein Unglück gegeben? Ist unser Annedorchen in die Radaune gefallen? Gott sei Dank, daß wir sie nur lebend wieder haben!“ Ein Tränenstrom löste die Erregung der alten Tante.

Strafend blickte der Professor auf seine Pflegetochter.

„Rege dich nicht auf, Ginchén, du kriegst sonst wieder deine Migräne. Das unartige Mädchen verdient es gar nicht, daß du feinewegen Tränen vergießt. Hinter einem Sprengwagen ist es mit Straßenkindern hergezogen und hat sich durchweichen lassen. Sorg' nur dafür, daß es schnell in trockene Kleider kommt. Sonst gibt es zum mindesten eine Erkältung.“

In Tante Georgine, die über solche Ungezogenheit geradezu erstarrt war und keine Worte dafür fand, kam jetzt wieder Leben. Ihre Angstlichkeit trug den Sieg davon.

„Schnell, schnell, du böses Kind, daß du nicht etwa Fieber bekommst.“ Sie zog das nasse Dingelchen in den Alkoven neben ihrem Schlafzimmer, wo Annedore ihr Reich hatte.

Dort bettelte und schmeichelte Annedore, wie nur sie es verstand, während die Tante über das verdorbene Kleid und vor allem über die fleckige rosa Seidenschärpe jammerte.

„Tante Ginchén, liebstes, trauestes, allerbestes Tantchen, sei mir doch wieder gut. Ich will es ja auch ganz gewiß nie wieder tun. Und nicht wahr, ich darf mit meinem roten Musselinkleid zu Lillis Geburtstag gehen? Sie weiß ja sonst gar nicht, weshalb ich nicht komme.“

Tante Gine schwankte. Sie brachte es nicht über ihr gutes

Herz, dem Kinde die Freude zu nehmen, trotzdem es dieselbe ganz und gar nicht verdient hatte. Der Professor aber rief zur offenen Tür herein: „Nein, Annedore bleibt zu Hause. Ungezogene Kinder müssen bestraft werden. Minna wird für sie abjagen gehen.“

Das kam davon.

17. Kapitel.

Paulchens Schaukelpferd.

So hockte denn Annedore auf der niedrigen, weinumrankten Steinmauer des Hofgärtchens, gähnte und baumelte zum Zeitvertreib mit den Beinen, anstatt zu Lillis Geburtstagsgesellschaft zu gehen.

Aber nicht lange gab sie sich trübseligen Gedanken hin. Im Nachbarsgarten erschien der kleine Paul, ein sechsjähriges Bürschchen, mit dem sie bereits Freundschaft geschlossen hatte.

„Au, sieh mal, was ich Feines habe, Annedore“, rief er herüber. „Mein Onkel ist aus dem Krieg gekommen und hat mir ein großes Schaukelpferd, einen Schimmel, geschenkt. Sieh bloß mal!“

Annedore sah nicht bloß, der Wildfang war auch bereits mit einem Satz über die Mauer. Das schöne Schaukelpferd mußte sie sich doch aus der Nähe ansehen und ein bißchen darauf reiten.

Aber Paul wollte es nicht hergeben. Er war selbst zu selig über seinen neuen Besitz, um einen anderen in den Sattel zu lassen.

Eine freundschaftliche Kauferei um den Schimmel begann. Paul zog an den Zügeln, und Annedore am Schwanz. Diesen entgegengesetzten Kräften hielt das Schaukelpferd nicht stand.

Annedore stieß plötzlich einen Laut des Entsetzens aus — sie hielt den Schwanz des Schimmels in der Hand.

Paul begann aus Leibeskräften zu brüllen.

„Meinen Schimmel, mein schönes, neues Pferdchen hat mir die alte Annedore entzweigemacht!“ Herzbrechend jammerte der Knirps.

„Sei doch still, Paulchen, weine doch bloß nicht so doll. Ich mach' ihn dir bestimmt wieder ganz“, so tröstete sie den Jungen.

„Das geht ja nicht mehr, der Schwanz ist doch ganz zerfetzt“, schmerzlich wies der Kleine auf die spärlichen Überreste in des kleinen Mädchens Hand.

„Annedore — Annedorchchen, wo steckst du denn wieder, Kind — komm zum Abendbrot“, erklang da Tante Gines Stimme jenseits der Mauer.

Die Kleine legte den Finger auf den Mund und verhielt sich mäuschenstill. Tante Gine durfte sie hier nicht erwischen, sonst setzte es wieder ein Strafgericht für das unmädchenhafte Klettern. Sie hatte heute gerade genug auf dem Korbholz.

Erst, nachdem die Tante das Hofgärtchen in heller Aufregung verlassen, wo die Kleine denn nun schon wieder hingekommen sei, schickte sich der Kobold zum Rückweg an.

„Weine nicht mehr, Paulchen“, flüsterte sie ihrem kleinen Freund noch zu. „Laß dein Schaukelpferd hier an der Mauer stehen, morgen früh ist es bestimmt wieder ganz. Das verspreche ich dir.“

Hops — war Annedore drüben im Hofgärtchen.

Einsilbig saß das Plaudertäschchen heute beim Abendessen. „Sie ist noch zerknirscht wegen ihrer Ungezogenheit“, dachte der Professor. „Das arme Annedorchchen ist traurig, daß es nicht zur Kindergesellschaft gehen durfte“, mitleidig blickte Tante Ginechen auf das stille Kind

Beide irrten sich.

Annedore dachte weder an ihre Ungezogenheit noch an Lillis Kindergesellschaft. Nur an den Schwanz von Paulchens Schimmel dachte sie. Wie brachte sie denselben bloß wieder in Ordnung?

Auch als sie in ihrem Kkoven neben Tante Gines Schlafzimmer zur Ruhe gegangen, fand sie keinen Schummer. Tante Ginchens schnarchte bereits und pfiff dabei wie eine kleine Dampfmaschine. Annedore sann und sann. Ob sie sich eins ihrer Zöpfchen abschnitt und damit den Schwanz des Holzgauls ausbesserte? Aber ihre Zöpfchen waren dunkelblond und kurz, und Paulchens Pferd hatte einen langen grauen Schwanz gehabt.

Halt — Annedore machte plötzlich einen Satz in ihrem Bett, daß es in allen Fugen knackte. Lag da drin im Kasten von Tante Gines Frisier Spiegel nicht ein wunderschöner, falscher grauer Zopf? Die Tante wußte wohl gar nichts mehr von seinem Dasein, denn sie hatte ihn noch nie getragen. Für gewöhnlich trug sie nur ein schwarzes Spitzenhäubchen auf ihrem spärlichen Haar, da sie öfters an Kopfschmerzen litt. Der graue Zopf paßte wunderschön zu Paulchens Schimmel.

Leise, wie ein Mäuschen, erhob sich die Kleine von ihrem Lager und schlich sich zur Spiegeltoilette nebenan. Wenn Tante Gine bloß nicht erwachte!

Der Kasten knackte bedenklch. Aber Tante Ginchens schnarchte ruhig weiter.

Glückselig entwischte Annedore mit dem falschen Zopf der Tante wieder in ihr Bett. Und jetzt schlief sie sofort erleichtert ein, bis zum andern Morgen.

Da galt es noch, vor der Schule die Flasche mit flüssigem Gummi heimlich von Onkel Adalberts Schreibtisch zu entwenden und ungesehen einen kleinen Abstecher über die Mauer in den

Nachbarsgarten zu unternehmen. Paulchen sollte seinen Schimmel tabellos vorfinden — was man verspricht, muß man halten.

Hurra — geglückt! Das Schaukelpferd nahm sich ganz famos mit Tante Ginchens Zopf aus. Paulchen war getröstet. Und Annedore hatte die Sache bald vergessen.

Einige Zeit darauf fand in Tante Gines Stricknachmittag ein Basar statt zugunsten von Marinesoldaten der in der Zoppoter Bucht liegenden Kriegsschiffe.

Wochenlang vorher hatten die Damen dazu fleißig die Finger geregt und Handarbeiten verfertigt, die dort verkauft werden sollten. Tante Gine war eine der fleißigsten gewesen. Außerdem hatte sie versprochen, einen Kaffeeauschank zu übernehmen und dazu selbstgebackene Waffeln zu liefern. Die alte Tante war sehr aufgeregt, denn das Fest bildete ein Ereignis in ihrem beschaulichen Leben.

Auch Annedore freute sich darauf. Denn Onkel Adalbert hatte ihr versprochen, auf ein Stündchen den Basar mit ihr zu besuchen.

Nun war der Tag herangekommen. Tante Gines „Visaseidenes“ lag schon bereit. Die Tante selbst aber saß vor ihrem Frisier Spiegel. Zu dem „Visaseidenen“, dem Staatskleid, gehörte auch der falsche Zopf, den sie nur bei ganz besonders feierlichen Gelegenheiten zu tragen pflegte.

Nachdem die alte Tante ihren Scheitel mit Pomade so blutgebürstet hatte, daß man sich beinahe darin spiegeln konnte, zog sie den Kasten auf, um den Festzopf aufzustecken.

Manu?!

Sie legte ihn doch immer hier in den mittelften Kasten der Frisiertoilette.

Der Kasten war leer.

Tante Gine suchte in den übrigen Kästen, trotzdem sie bei

ihrer Ordnungsliebe ganz genau wußte, daß sie ihn dort nicht hingelegt hatte. Alles vergebens. Der Zopf war verschwunden.

Die alte Dame war ebenso pünktlich wie ordentlich. Sie pflegte immer eine halbe Stunde früher bereit zu sein, als notwendig war. Jetzt geriet sie in große Aufregung, ob sie auch noch zur festgesetzten Zeit fertig werden würde. Und vor allem der Zopf — der Zopf mußte doch da sein! Ohne den Zopf konnte sie nicht gehen.

Minna durchsuchte das ganze Schlafzimmer des Herrn Professors, trotzdem der sicherlich den Zopf nicht getragen hatte.

„Wenn man unser Annedorchen nicht wieder was damit angestellt hat“, meinte Minna schließlich, die ihre Leute kannte.

„Mit meinem Zopf — aber Minna, was hat das Kind damit zu schaffen! Du lieber Gott, ich komme zu spät, noch nie in meinem Leben bin ich unpünktlich gewesen!“ so klagte die alte Dame und sank erschöpft auf einen Stuhl.

„Na, es wär' nicht das erstemal, daß unser Annedorchen eine Dummheit gemacht hat.“ Minna begab sich in den Hofgarten, in dem die Kleine dem steifbeinigen Hektor durchaus das Marschieren auf den Hinterbeinen beibringen wollte.

„Annedorchen, hast du den Zopf von der Tante gesehen?“ forschte sie.

Das kleine Mädchen wurde blutrot.

„Ja“, sagte es dann als aufrichtiges Kind

Minna frohlockte.

„Schnell bring' ihn der Tante, Annedorchen. Tante Gine wartet schon darauf. Es ist höchste Zeit, daß sie sich anzieht.“ Minna eilte zurück ins Haus, um ihrer Herrin die Freudebotschaft zu überbringen, daß ihr Zopf da sei. Annedore klopfen den Herzens und mit bösem Gewissen hinterdrein. Als letzter der erlöste Hektor, glücklich bellend

„Annedorchen, du weißt, wo mein Zopf ist, schnell gib ihn“, Tante Gine slog vor eifriger Aufregung.

„Ach, Tante Ginechen, du siehst ja viel hübscher mit deinem schwarzen Spitzenhäubchen aus“, stellte die Kleine voll Gemütsruhe fest.

Die Tante war anderer Meinung.

„Das verstehst du nicht, Kind. Zu solchem Fest kann ich nicht mit dem Häubchen gehen. Wenn ich das Vilsaiedene anziehe, trag' ich den Zopf. Rasch — rasch — Annedorchen!“

Das kleine Mädchen überlegte. Die Tante brauchte den Zopf heute unbedingt notwendiger als Paulchens Schimmel. Vielleicht borgte Paul Tante Gine heute mal seinen Schaukelpferdichwanz. Morgen konnte man ihn ja wieder ankleben.

„Einen Augenblick, Tantchen, ich hole ihn sofort“, da war der Wildfang auch schon zur Tür hinaus, quer über den gehüteten Rasen des Hofgärtchens und — hast du nicht gesehen — über die Mauer.

Aber der Nachbarsgarten war leer — weder Paulchen, noch sein Schaukelpferd darin zu entdecken. Vor den Fenstern des Erdgeschosses waren die Staubvorhänge heruntergelassen.

An dem Küchenfenster des ersten Stockwerks stand ein Mädchen und mahlte Kaffee.

„Ach, wissen Sie nicht, wo der kleine Paul ist?“ rief Annedore hinauf.

„Der Paulchen, ei, der ist ja mit seinen Eltern nach Oliva auf Sommerwohnung gezogen“, war die Antwort.

„Hat er sein Schaukelpferd mitgenommen?“ angstvoll fragte es der rote Kindermund.

„Das wird er wohl, der Paulchen und sein Schimmelschen, die zwei waren ja unzertrennlich.“

Annedore nahm sich nicht mal mehr Zeit, für die freundliche

Auskunft zu danken. Spornstreichs ging es zurück zu des Professors Studierzimmer.

„Onkel Adalbert, wann geht der nächste Zug nach Oliva?“ atemlos rief es Annedore.

„Nach Oliva? Da muß ich erst mal den Fahrplan studieren. Aber was kümmert das dich, mein Kind?“

„Ich muß hin — ganz schnell, Onkel Adalbert. Bitte, sieh den Fahrplan doch bloß rasch nach“, drängte die Kleine und trippelte vor Ungeduld hin und her, denn der Onkel griff mit langsamer Umständlichkeit nach Brille und Kursbuch.

„Ja, aber um alles in der Welt, was willst du denn in Oliva?“

„Ich muß doch Tante Gines Zopf holen, sonst kann sie heute nicht zum Basar gehen“, kam es ziemlich kleinlaut heraus.

„Aus Oliva?“ Der alte Herr sah das Kind an, als ob es irre rede. Oder sprach es etwa im Fieber?

„Ja, Paulchens Schimmel hat Tante Gines Zopf als Schwanz, weil ich ihm seinen ersten ausgerissen hatte. Da habe ich ihm dafür den Zopf angeklebt. Und nun ist der Schimmel auf Sommerwohnung in Oliva. Aber ich hole Tante Gine ihren Pferdeschwanz, ach nein, ich meine ja den Zopf vom Schimmel.“ Die Kleine war schon ganz verwirrt.

„Na, das ist ja eine nette Geschichte!“ Der alte Herr nahm Annedore an die Hand und ging mit ihr in das Zimmer seiner Schwester.

Dort rieb Minna der alten Dame die Schläfen mit kölnischem Wasser und gab ihr Brausepulver zu trinken. Denn Tante Gine war ganz verstimmt, daß sie gerade zu dem Wohltätigkeitsfest zum erstenmal in ihrem Leben unpünktlich sein mußte.

„Ginchen, setz' dein schwarzes Spitzenhäubchen auf, dein Zopf befindet sich in Oliva“, teilte der Professor mit.

„Wie — wa — as?“ Tante Gine begann an dem Verstand ihres Bruders zu zweifeln.

„Es ist schon so, wie ich sage. Annedore, das böse Kind, hat dem Schaukelpferd des kleinen Nachbarsjungen den Schwanz ausgerissen und ihm stattdessen deinen Zopf angeklebt. Der Kleine ist zur Sommererholung in Oliva, und das Schaukelpferd nebst deinem Zopf ebenfalls.“

Die arme Tante war einer Ohnmacht nahe. „Meinen Zopf hat ein Pferd, nun kann ich den Basar nicht besuchen! Was wird jetzt bloß aus dem Kaffeeauschank, den ich übernehmen sollte, und aus all den Waffeln?“ Die Tante hielt sich ihren schmerzenden Kopf.

„Du gehst eben mit dem Häubchen“, redete der Professor zu.

„Ausgeschlossen — zu dem Silaseidenen gehört der Zopf! Es wird ja auch viel zu spät. Und ich habe bereits wieder meine Migräne“, so stöhnte die alte Dame.

„Ich fahre nach Oliva, Tante Ginchen, sei nicht traurig. Ich hole dir deinen Pferdeschwanz, damit du dich feinmachen kannst. Paulchens Schimmel borgt ihn dir sicherlich mal — — —“

„Meinen Zopf borgt er mir — — —“

Da ließ die alte Stuhluhr unter der Glasglocke vier altersheißere Schläge erklingen.

„Nun ist es überhaupt zu spät — das Fest hat bereits begonnen!“ Tante Gine war nicht mehr zum Gehen zu bewegen.

Im verdunkelten Zimmer lag sie und legte kühle Zitronenscheiben auf den schmerzenden Kopf.

Das Silaseidene mit den echten Spitzen wanderte in den Schrank zurück. Und die Waffeln, auf die Annedore sich schon gespißt, als Ersatz dafür, daß sie nun auch nicht zu dem Fest gehen konnte, trug die Minna mit einer Entschuldigung ihrer Dame zum Basar.

In Oliva aber stand Paulchens Schaukelpferd und ahnte nicht, was für Aufregung sein Schwanz verursacht hatte.

18. Kapitel.

Annedore soll ein Komteßchen werden.

Diesmal ging Tante Gines Migräne nicht so schnell vorüber wie sonst. Zu sehr hatte die alte Dame es sich zu Herzen genommen, daß sie die Ehrenpflichten, mit denen man sie zum Basar ausgezeichnet, nicht hatte erfüllen können. Tagelang lag sie im verdunkelten Schlafzimmer. Jeder Tritt, jedes laute Wort tat ihrem armen Kopf weh.

„Ruhe, Ruhe, und nochmals Ruhe!“ verordnete Geheimrat Wedel, ihr Hausarzt.

Das war leichter gesagt, als getan. Der alte Herr Professor machte keinen Lärm. Der schlürfte daheim in seinen gestickten Morgenschuhen umher, um die franke Schwester bloß nicht zu stören. Auch Minna hantierte möglichst geräuschlos. Und Annedore? Ja, die hatte den allerbesten Willen, leise zu sein, damit das arme Tantchen nicht noch mehr litt. Aber die Tür, die sie geräuschlos schließen wollte, flog manchmal ganz von selbst ins Schloß. Aus dem vorsichtigen Auf-den-Behen-Schleichen wurde nur zu oft ein fideler Hopfalschritt und ihr Flüstern ein helles Kinderlachen. Es genügte nicht, daß Annedore die gute Absicht hatte, keinen Radau zu machen, sie mußte auch ständig daran denken. Und das war ja von einem Kinde, noch dazu von solch einem lebhaften, kaum zu verlangen.

Auch Hektor nahm nicht genügend Rücksicht auf Tante Gines Nervenschmerzen. Durch das verhängte Fenster schallten die Stimmen der beiden Spielgefährten aus dem Hofgärtchen zu der

Patientin herein. Dann griff Tante Gine sich stöhnend an der Kopf. Zu ihrem Unglück hatten auch noch die großen Sommerferien begonnen, so daß der Wildfang den ganzen Tag über zu Hause war.

„Das geht so nicht weiter, Fräulein Kruse“, meinte der Geheimrat eines Tages, als die alte Dame bei dem lauten Kinderjauchzen und dem nicht leiseren Gebell des Bierfüßlers wieder mal stöhnend die Hände gegen die schmerzenden Schläfen preßte. „Das beste wäre, Sie siedelten nach Zoppot über. In der Seelust werden die Nervenschmerzen am schnellsten besser. Ihr Pflöge-
töchterchen könnte dort den ganzen Tag am Strande sein, und sie hätten im Garten dann ihre Ruhe.“

„Ruhe, Herr Geheimrat, wenn ich das Kind unbeaufsichtigt am Strande weiß? Keine ruhige Minute hätte ich, daß die Kleine zu dicht ans Wasser geht, oder daß ihr sonst etwas passiert“, wehrte sich Fräulein Georgine gegen diesen Vorschlag.

„So geben Sie die Kleine in ein Kinderheim, dort ist sie unter ständiger Aufsicht“, riet der Arzt.

Aber auch davon wollte die alte Dame nichts hören. In einem Kinderheim konnte es ansteckende Krankheiten geben. Und außerdem war das Annedorchchen ganz besonders wild, wenn es mit anderen Kindern zusammen war.

Da kam eines Tages ein Schreiben vom Gute Tiemendorf. Das trug nicht Hannis große Kinderschriftzüge und war nicht wie die sonstigen Briefe an „Fräulein Peter Raschuba“ adressiert. Frau von Breskow schrieb persönlich an den Professor Kruse und lud sein Pflögetöchterchen für die Ferienzeit nach Tiemendorf ein. Der kleine Hans habe Sehnsucht nach seinem Schwesterchen. Und da er ein so braver kleiner Kerl sei, würde sie ihm gern seinen Wunsch erfüllen. Sie hoffe, die Kleine schon in den nächsten Tagen bei sich zu sehen.

Annedore war rein aus dem Häuschen vor Glückseligkeit. Sie tanzte, sang und sprang von morgens bis abends durchs Haus. Dabei wurde Tante Gines Kopf natürlich nicht besser.

Auch der Professor und der Geheimrat Wedel begrüßten diese Lösung mit Freuden. Die Einwendungen der Tante, daß sie das Kind, das dort in der Gutsfreiheit sicher ganz verwildern würde, später niemals wieder zur Vernunft kriegte, drangen nicht durch. Es war notwendig, daß die alte Dame mal vollständige Ruhe bekam.

So packte denn Minna den kleinen altmodischen Lederkoffer und die noch ältere Reisetasche mit dem gestickten Kreuzstichmuster fürs Annedorchchen.

Der Professor wollte das Kind selbst hinbringen. Denn es war ihm ängstlich, daß die Kleine unterwegs irgendwelche Dummheiten machen könnte: die Notbremse zog oder gar den Türriegel öffnete und hinausstürzte.

Noch ein Dritter wurde mit auf die Reise genommen — Hektor. „Denn wenn ich ohne den Hektor komme, dann freut sich mein Hannibruder nicht halb so mit mir“, meinte Annedore.

Da Tante Gine keinen besonderen Wert darauf legte, den Hund in ihrer Nähe zu behalten, so erhielt auch Hektor die Reiseerlaubnis.

Zwei Tage später hopfte Annedore, nach stürmischem Abschied von Tante Ginen und der Minna, zum letztenmal die ausgetretenen Steinstufen, die vom Beischlag zur Frauengasse hinabführten, hinunter. Sie ahnte nicht, daß sie das alte Professorenhaus, in dem sie so viel Gutes empfangen, sobald nicht wiedersehen sollte.

Tante Ginen aber siedelte nach Zoppot über.

Wenige Stunden später hielten sich auf dem einsamen Bahnhof zu Tiemendorf ein braunäugiges Mädelschen und ein kleiner

Flachskopf innig umschlungen. Mit Freudengebläff umkreiste Hektor die Gruppe.

„Hanni, Jungchen, was bist du groß geworden! Du bist ja gar nicht mehr kleiner als ich!“ Das war nach der zärtlichen Begrüßung das erste, was Annedore sagte.

Und „Peterchen, ach, wie gut, daß ihr beide, du und der Hektor, wieder bei mir seid!“ Hannis Blauaugen leuchteten ganz verklärt.

Der Professor und die Breskowschen Jungen — alle drei hatten sie den Hans zur Bahn gefahren — sahen voll Freude das Wiedersehensglück der Kinder.

Die Annedore, die schien ja ein ganz famoseres Mädel zu sein. Noch vor den Jungen war sie — eins — zwei — drei — gewandt wie ein Eichkätzchen, auf den Kutschbock geklettert. Und als sie bei scharfem Trab Lothar dreist bat: „Du, laß mich doch mal kutschieren!“ da hatte sie sich ein für alle mal die Zuneigung der Jungen erworben. Die hatte Mut!

Jeder von den Breskowschen Söhnen verglich damit unwillkürlich das scheue und ängstliche Benehmen des kleinen Hans damals bei seiner Ankunft. Und hatte er es inzwischen auch bewiesen, daß er ebenfalls, wenn es darauf ankam, Mut zeigte, trug er auch stolz seine Ehrenmedaille, die ihm der Prinz zur Erinnerung an seine Heldentat nachträglich hatte überreichen lassen, die lebhafteste Schwester gefiel ihnen nun mal besser.

Bei dem alten Herrn Professor war dies gerade umgekehrt der Fall. Freundlich ruhte sein Blick auf dem sanften kleinen Hans, dessen träumerische Blauaugen so sinnig dreinschauten. Jammersehade, daß die Verwechselung bei der Elbinger Flüchtlingsstelle stattgefunden. So hatte er sich seinen kleinen Pflegetohn damals gedacht. Aber vielleicht ließ sich die Sache noch einrenken. Vielleicht ging Frau von Breskow bei einer persönlichen

Besprechung darauf ein, die beiden Geschwister auszutauschen. Trotz all ihrer Zuneigung fürs Annedorchchen — Junge blieb nun mal Junge! Und dieser stille, verständige Knabe würde auch für die Nerven seiner Schwester entschieden vorteilhafter sein. So überlegte der alte Herr Professor, während es die von Pappeln besäumte Landstraße dahinging.

Aber Frau von Breskow wollte bei einer baldigen diesbezüglichen Unterhaltung nichts von seinen Vorschlägen wissen.

„Rein, mein verehrter Herr Professor, der kleine sanfte Hans ist mir nun mal ans Herz gewachsen, den geb' ich nicht her. Ihre kleine Annedore ist ein entzückendes Kind, aber ein wilder Schlingel. Wilde Schlingel habe ich allein genug“, setzte sie noch hinzu und wies lächelnd von der Terrasse in den Garten hinaus. Dort kletterten Friß und Annedore um die Wette in die Obstbäume, während Hans von unten zuschaute.

„Ja, leider ist sie das!“ seufzte der alte Herr. Und er dachte voll Sorge, gleich seiner Schwester, wie sich der Wildfang, der hier seine Freiheit voll auskostete, wohl jemals wieder in ihre stille, geordnete Häuslichkeit hineinfinden würde.

Onkel Adalbert reiste, beladen mit unzähligen Grüßen von Annedore für Tante Ginchen und Minna, wieder ab. Frau von Breskow hatte versprochen, für die Heimfahrt ihres kleinen Gastes zum Schulbeginn selbst Sorge zu tragen.

Herrliche Ferientage verlebten die beiden so lange voneinander getrennten Geschwister auf dem schönen Gut. Unzertrennlich waren sie, und Hektor war der dritte im Bunde.

Sie spielten in dem ausgedehnten Garten, machten schöne Spazierwege mit den andern und halfen auf den Feldern. Dabei sangen sie aus frohen Rehlen ihre Vaterlandslieder.

Am liebsten aber hatte es der Hanni, wenn er allein mit seinem Peterchen irgendwo im Grünen sitzen konnte. Dann mußte

sie ihm immer wieder von der unerwarteten Begegnung mit dem Vater im Lazarett erzählen. Wie er ausgesehen habe, was er gesagt, jedes bißchen wollte Hanni wissen. Und wenn Annedore ihm dann berichtete, daß nur er und seine Heldentat schuld daran gewesen, daß sie den Vater überhaupt erkannt habe, dann strahlte der kleine Junge.

Meinte aber Annedore voll Zuversicht: „Paß mal auf, Hanni, unser Mutichen lebt auch noch, eines Tages ist sie bestimmt wieder da!“ dann schüttelte der Bruder traurig den Flachskopf.

„Rein, Peterchen, die Tante sagt, ich solle mir nicht falsche Hoffnungen machen. Wenn unser Mutichen lebte, hätte sie schon mal Nachricht gegeben.“

Aber nicht immer führten die Kinder so ernsthafte Gespräche. Dafür sorgte schon der wilde Friß. Je toller die Spiele, um so feiner. Annedore war zu allen Streichen zu haben. Hanni mußte seinen ganzen Einfluß aufbieten, daß nicht allzu viel Dummheiten von den beiden gemacht wurden.

„Ach, könnte ich doch immer hier auf dem Gute bei meinem kleinen Hannibruder bleiben!“ dachte Annedore so manch liebes Mal. Und sie begriff es gar nicht, wie sie es in dem engen Danziger Hofgärtchen, wo man nicht mal auf den Rasen treten durfte und stets leise sein mußte, ausgehalten hatte. Wie einem Vöglein war ihr zumute, das dem engen Bauer entronnen und wieder seine Schwingen frei regen darf.

Annedore war nicht der einzige Gast in Tiemendorf. Auch Frau von Breskows Schwester, die Gräfin Maria von Hülßen, war auf einige Wochen zu Besuch gekommen. Die Dame trug tiefe Trauer. Früh verwitwet, hatte sie jetzt auch noch ihren einzigen Sohn dem Vaterlande zum Opfer bringen müssen. Er hatte bei einem Sturmangriff den Heldentod erlitten.

Der blonden „Tante Maria“, wie die Kinder sie sämtlich nannten, die stets so traurige Augen hatte, schlug Annedores warmes kleines Herz voll Mitleid entgegen. Auch die Gräfin fühlte sich zu dem allerliebsten Mädcheln hingezogen. Bei seinem drolligen Geplauder huschte oft ein Lächeln über ihre verhärmten Züge. Ja, einmal geschah es sogar, als Annedore die Geschichte von Paulchens Schaukelpferd und Tante Gines Popf berichtete, daß die Tante Maria laut in das Lachen der andern einstimmen mußte.

Frau von Breskow war ganz glücklich darüber, ihre Schwester wieder heiter zu sehen. „Weißt du, Maria,“ sagte sie sinnend, nachdem die Kinder das Zimmer verlassen, „du solltest dir die kleine Annedore ins Haus nehmen. Sie würde dich mit ihrem Frohsinn am ersten wieder von deinem Schmerz heilen.“

„Ich habe selbst schon daran gedacht. Solch ein sonniges Kind im Hause, ja, da müßte einem das Leben wieder hell werden. Wie wollte ich es lieb haben! Wie mein eigenes Töchterchen würde ich es erziehen“, sagte die Gräfin leise.

„Ei, Maria, so schreibe doch mal an den Professor Kruse in Danzig“

„Er wird mir das süße, kleine Ding nicht überlassen. Solch Sonnenschein behält jeder gern im Haus“

„Es käme doch auf einen Versuch an“, redete Frau von Breskow zu. „Soweit ich den Professor richtig verstanden habe, ist seine Schwester leidend und die kleine Annedore oft allzu lebhaft für die ruhegewohnten Leuten. Er hätte sie gern mit unserm kleinen Hans ausgetauscht. Vielleicht willigen sie ein.“

„Meinst du wirklich, mein Herz?“ Das blasse Gesicht der Gräfin überzog lebhafteste Röte. Ihre matten Augen leuchteten auf. „Aber der Vater lebt ja, der wird sein Kind nicht einer Fremden abtreten.“

„Wenn er es in so glänzenden Verhältnissen, als kleines Komteßchen, aufwachsen sieht, ist auch er vielleicht damit einverstanden. Wir können ja jedenfalls mal an beide schreiben.“

Dies geschah.

Inzwischen freundeten sich Tante Maria und Annedore immer mehr miteinander an. Auf den gemeinsamen Spaziergängen versuchte die Gräfin die eigenen Wünsche des kleinen Mädchens zu ergründen.

„Bist du gern in Danzig?“ fragte sie.

„Ach ja — aber hier in Tiemendorf ist es viel feiner. Hier möchte ich immer bleiben!“ war die Antwort.

„Der Onkel und die Tante dort sind doch gewiß sehr lieb zu dir, nicht wahr?“ forschte die Gräfin weiter.

„Ja, lieb sind sie schon. Aber schimpfen tun sie auch mit mir. Weil doch die Tante Gine so oft Migräne hat, und ich immer solchen Krach mache“, setzte sie entschuldigend hinzu.

Gräfin Maria lächelte über die edle Selbsterkenntnis der Kleinen.

„Wenn du mein kleines Mädchen wärst, solltest du gar keine Schelte bekommen. Nur lieb haben wollte ich dich, Annedore. Ich wohne in einer schönen Villa im Grunewald bei Berlin. Da könnte ich dir ein hübsches Zimmer einrichten mit weißen Möbeln und einem kleinen Balkon. Einen Wagen habe ich, damit würden wir täglich spazieren fahren. Und Spielsachen solltest du haben — die schönsten, die sich ein Kind nur wünschen kann. Sag, Annedore, hättest du Lust, mit mir zu kommen und ein kleines Komteßchen zu werden?“

„Au ja — fein!“ Annedore vollführte einen Luftsprung. „Ja, Tante Maria, ich will mit dir in deine Grunewaldvilla reisen. Aber Hektor muß auch mitkommen. Und mein Hanni? Sag, Tante Maria, hast du für meinen kleinen Hannibruder nicht

auch noch Platz in deinem Haus?" Wie erwartungsvoll die Braunaugen an den Lippen der Gräfin hingen.

Der wurde es schwer, dem kleinen Mädchen seine erste Bitte abzuschlagen. Aber sie wußte, daß ihre Schwester den Hans nicht hergeben würde.

„Platz genug ist schon, Herzchen. Aber denke mal, wie traurig die Tante hier wäre, wenn wir ihr den kleinen Hans fortnehmen würden.“

„Ach, die behält ja noch so viele Jungs übrig“, beruhigte sie Annedore.

Von diesem Tage an hatte Annedore keinen anderen Gedanken mehr, als wie es wohl sein würde, wenn sie erst ein kleines Komteßchen wäre. Dann trug sie gewiß immer nur weiße Spitzenkleider. Das war eigentlich gar nicht angenehm. Da sah man ja jeden Fleck. Im Wachen und im Schlafen träumte sie von der schönen Brunwaldvilla.

„Au, du hast's gut,“ sagte Fritz ein wenig neidisch, „daß dich die Tante Maria mitnehmen will. Da wirst du mal Augen machen. Ein großes Palmenhaus hat sie und einen See mit einem kleinen Rachen im Park. Und Diener in Livree gibt's dort und sieben süße, kleine Zwerghunde. Ja, du hast's gut, Annedore!“

„Ihr dürft mich mal besuchen“, meinte das zukünftige Komteßchen großmütig, trotzdem die Sache bei ihr noch durchaus nicht sicher war. „Aber meine feinen Spielsachen darfst du nicht anfassen, Fritz, die machst du mir entzwei. Mit denen darf nur mein lieber Hannibruder spielen.“

Hanni sah dankbar zärtlich auf die Schwester.

„Wickle ihn dir doch in Watte, deinen Hannibruder, das Zwäerpüppchen“, höhnte Fritz.

Mit geballten Fäusten ging Annedore recht wenig „komteßchenmäßig“ auf den Jungen los. Denn ihren Hanni durfte keiner

beseidigen. Und es wäre wohl zu einer kunstgerechten Balgerei zwischen ihnen gekommen — nicht die erste —, wenn nicht in diesem Augenblick der Postbote am Gartentor sichtbar geworden wäre.

„Der Briefträger!“ — Der war ihnen doch noch wichtiger. Vielleicht brachte er heute die ersehnte Antwort.

Tatsächlich, ein Brief des Professor Kruse an Frau von Breslow war bei den Postfächern. Annedore sah ihn nachdenklich an — was mochte darin stehen?

War sie nicht eigentlich ein recht undankbares Kind, daß sie so darauf brannte, von Onkel Adalbert und Tante Ginchén, die doch so gut zu ihr gewesen, fortzukommen? „Ja, aber bei Tante Maria darf ich auf den Rasen laufen, und im Hofgärtchen nicht. Und für Tante Gines Kopf ist es auch entschieden besser, wenn sie mich los wird“, entschuldigte sich das kleine Mädchen vor sich selbst. Denn es hatte doch Gewissensbisse. Dann trug sie den Brief, der über ihr künftiges Leben entscheiden sollte, ins Haus.

Professor Kruse sowohl, wie seiner Schwester wurde es — wie er schrieb — nicht leicht, das liebe Annedorchén wieder herzugeben. Aber im Hinblick darauf, daß die angegriffenen Nerven seiner Schwester noch äußerster Schonung bedurften, hielten der Hausarzt und er selbst es doch für richtiger, wenn das lebhafteste Kind nicht zu ihnen zurückkam. Viele gute Abschiedsworte von ihm und der Tante fürs Annedorchén waren noch angefügt.

Als die Kleine die liebevollen Worte las, schwieg der laute Jubel in ihrer Brust, daß sie nun mit Tante Maria in die feine Brunwaldvilla durfte. Da perlte sogar ein Tränchen von den Braunaugen. Wenn Onkel Adalbert und Tante Ginchén auch manchmal gescholten hatten, sie hatte sie doch lieb gehabt.

Als nun bald darauf auch noch eine zustimmende Antwort des Vaters eintraf, da war es beschlossene Sache, daß aus dem heimatlosen Flüchtlingskind ein kleines Komteßchen werden sollte.

19. Kapitel.

Ein Glückskind.

Am ersten August feierte die Gutsherrin ihren Geburtstag. Der Tag des Weltkriegsbeginn jährte sich. Herr von Breskow hatte Urlaub erhalten. Seine Anwesenheit war das schönste Geburtstagsgeschenk für seine Gattin. Von allen Gütern der Umgegend trafen Wagen mit Gratulanten ein. Sogar die Kinder waren mitgeladen. Frau von Breskows Geburtstag galt als Fest für die ganze Nachbarschaft.

Es war ein hübsches Bild, wie die schöngekleideten Knaben und Mädchen sich auf grüner Wiese tummelten, den Reifen schlugen und sich in Fangspielen haschten. Mit Wohlgefallen ruhten die Augen der Erwachsenen auf der jauchzenden Kinderschar. Die hübscheste von allen war unzweifelhaft die kleine Annedore. Das „Glückskind“ wurde sie allgemein genannt, da die reiche Gräfin von Hülsen sie an Kindes Statt annehmen wollte. In ihrem weißen Kleide, diesmal mit mattblauer Schärpe, ein gleichfarbiges Seidenband durch das leichtgelocte dunkelblonde Haar geschlungen, und den vom Spieleifer heißen Wangen zog sie aller Augen auf sich. Besonders die Gräfin Maria ließ den Blick nicht von ihrem zukünftigen Pflögetöchterchen. Sie sehnte den Zeitpunkt herbei, wo sie es bei sich daheim haben würde. Der Vater hatte seine Einwilligung vorläufig nur für die Dauer des Krieges gegeben. Aber er mußte ihr die Kleine ganz überlassen, es war ja doch auch das Glück des Kindes.

„Du Glückskind!“ sagten die andern Kinder ein wenig neidisch, als sie hörten, daß Annedore ein Komteßchen werden sollte.

Nur einer hatte in seiner reinen kleinen Seele auch nicht die Spur eines Neidgefühls — das war Hanni. Der empfand nur

innige Freude darüber, daß es sein Peterchen künftig so gut haben sollte, und nebenbei heißes Weh über die baldige Trennung von ihr. Aber tapfer unterdrückte der Kleine dieses Gefühl. Das Schwesterchen, das sich so auf das Leben bei der Tante Maria freute, sollte es gar nicht wissen, wie sehr er unter den bevorstehenden Abschied litt.

Die große Sahnen-Erdbeerspeise war vertilgt

„Was spielen wir jetzt?“ hieß es.

„Räuber und Prinzessin“, schlug eines der Kinder vor.

„Au ja — wer soll die Prinzessin sein?“

„Das Glückskind — die Annedore natürlich“, von allen Seiten rief man es lachend.

So mußte denn Annedore als Prinzessin sich vor der Räuberbande verstecken. Dort drüben der wilde Rosenbusch am Gartengitter verbarg sie sich. Das kleine Mädchen hockte am Statet nieder und spähte durch das Rosengezweig, ob sich auch kein Räuber nahe.

Da — hatte sie sich getäuscht?

Leise hatte sie soeben „Peter“ rufen hören. Das konnte doch nur ihr Hannibruder gewesen sein. Aber sein Flachskopf wollte sich nirgends zeigen.

Jetzt — noch einmal — „mein Peterchen!“ — so leise, so sehnsüchtig klang's.

Nein, das war nicht der Hanni, das war — jäh fuhr der Kinderkopf herum.

Draußen auf der Landstraße stand eine ärmlich gekleidete Frau mit staubigen Schuhen. Ihre Züge waren elend und blaß, aber trotzdem . . .

Das konnte nur eine sein!

„Mutichen — mein Mutichen!“ so jauchzte, lachte und weinte es zu gleicher Zeit. Und da war die Annedore auch schon über

das Bitter herüber und hing der dürftig gekleideten Frau am Hals und küßte und streichelte sie unter Tränen.

„Muttschen — ich hab's gewußt, daß du wiederkommst — mein Muttschen!“

Fest hielten die Mutterarme ihr Kind an das Herz gedrückt, als wollten sie es nimmer wieder lassen.

„Peterchen — mein Liebling, mein kleiner, seh' ich euch endlich wieder!“ Heiße Tränen strömten über Frau Kaschubas blasse Büge.

„Komm zu Hanni, Muttschen, flink — ach, was wird der Hanni bloß sagen!“

„Nein, Peterchen, gehe jetzt wieder, mein Herzchen. Nur sehen wollte ich euch ja, meine guten Kinder, nur noch ein einziges Mal von weitem sehen. Aber als du plötzlich hier so dicht bei mir warst, da übermannte mich mein Gefühl. Doch nun ist es genug, jetzt lauf' wieder zu den andern, Liebling.“

„Und du, Muttschen? Kommst du nicht mit ins Haus?“ Nur um so fester hielt die Kinderhand die der Mutter umklammert.

„Nein, mein Peterchen, ich gehe wieder. Ich habe gesehen, daß es euch gut geht, mehr wollte ich nicht. Von Professor Kruse in Danzig hörte ich, daß mein Peterchen ein kleines Komteßchen werden soll. Da darf die Mutter mit ihrer Armut nicht dazwischentreten. Lauf, Liebling, und der liebe Gott schütze euch!“

Einen Augenblick stand das kleine Mädchen ganz still. Vor seinen Augen tauchte die schöne Brunwaldvilla der Tante Maria mit dem Palmenhaus und den livrierten Dienern auf. Das Balkonzimmerchen mit den weißen Möbeln und den schönen Spielsachen — nur für einen Augenblick, einen ganz kurzen. Eigentlich war es gar kein Kampf für die Kinderseele. „Nein, Muttschen, nein, ich gehe nicht mit der Tante Maria! Ich bleibe bei dir!“ so rief Annedore stürmisch.

Sanft machte Frau Kaschuba sich von den sie umstrickenden Armen frei.

„Das wäre eine schlechte Mutterliebe, die das Glück ihres Kindes stören würde — — —“

„Gefangen — hurra, die Prinzessin ist gefangen!“ klang es da jauchzend von jenseits des Bitters. Von allen Seiten stürmten die kleinen Räuber herbei.

Einer aber lief nicht mit den andern. Der stand bewegungslos — mit angehaltenem Atem und schreckhaft erweiterten Augen — ein kleiner Flachskopf. Totenbleich war der Hanni. Aber plötzlich kehrte das Leben in seine Adern zurück:

„Muttschen!“ — — — Nicht jauchzend und nicht weinend, wie bei der lebhaften Schwester klang's. Ganz, ganz leise flüsterte es der Hanni vor sich hin. Und doch lag eine Welt von Seligkeit in dem einen kleinen Wort.

Und dann war auch der Hanni draußen bei seinem Muttschen, und sie herzte und küßte ihren kleinen Jungen, während Hektor, der natürlich nicht fehlen durfte, sie in tollen Sätzen umsprang.

Mit weitaufgerissenen Augen schauten die übrigen Kinder, wie der Hans und die Annedore, die doch sogar ein Komteßchen werden sollte, die arme Frau da draußen küßten und liebkosten. Was — was war die Mutter von den zweien? Die sah ja aus wie eine Bettlerin? Manch Näschen rümpfte sich da in unverständigem Hochmut.

Die Breskowschen Jungen aber stürzten ins Haus: „Der Hans und die Annedore haben ihre Mutter wiedergefunden, draußen vor dem Gartentor ist sie!“ einer trompetete immer lauter als der andere.

In begreiflicher Erregung eilten Herr und Frau von Breskow hinaus. Tante Maria blieb zurück. Das Herz tat ihr plötz-

sich wieder weh. Sie wußte es sofort, daß sie die kleine Annedore nun verloren hatte.

Den vereinten Bitten des Gutsbesizers und seiner Frau gelang es schließlich, Frau Kaschuba dazu zu bewegen, näher zu treten. Glückselig zogen Annedore und Hanni die Mutter ins Haus.

Bald saß die ärmlich gekleidete Frau mitten unter den eleganten Geburtstagsgästen. Und nachdem sie sich erfrischt, bat Frau von Breskow sie herzlich, ihnen doch ihre Erlebnisse mitzuteilen.

Mit geballten Fäusten lauschte Annedore, und mit schwimmenden Augen der Hanni dem Bericht ihres Muttchens. Aber auch die Gäste alle hörten voller Interesse zu — die arme Frau in den zerrissenen Kleidern war der Mittelpunkt des vornehmen Kreises geworden.

Frau Kaschuba erzählte, wie die russischen Kosaken in ihr Heimatdorf eingedrungen, Häuser, Scheunen und Ställe niedergebrannt und die wenigen dort Zurückgebliebenen als Gefangene nach Rußland geführt hatten. Sie berichtete von dem entsetzlichen Aufenthalt in dem schmutzigen russischen Kerker, bis es noch schlimmer kam. Da transportierte man die Armsten, die ohne jedes warme Kleidungsstück waren, nach dem eisigen Sibirien. Dort fiel ein großer Teil von ihnen dem Klima, dem Hunger und ansteckenden Krankheiten zum Opfer. Auch sie selbst war monatelang krank gewesen, wie durch ein Wunder war sie nur dem Tode entgangen. Eines Tages aber mußten sie wieder die Eisenbahn besteigen und viele Tage durch weite russische Steppen fahren. Diesmal aber mit ungleich leichterem Herzen. Hieß es doch, daß man deutsche und russische Gefangene austauschen wolle, und daß sie die Erlaubnis erhalten sollten, über Schweden heimzukehren. Nach tagelangen Irrfahrten, ohne Geld, auf die Mildtätigkeit der

Menschen angewiesen, so hatten sie schließlich elend und abgerissen wieder das Vaterland betreten.

In ihr Heimatdorf waren schon verschiedene zurückgekehrt, die bereits mit dem Aufbau ihrer Häuser begonnen hatten. Dort sprach Frau Kaschuba auch die Base Stine, bei der sie ihre Kinder gut aufgehoben glaubte. Aber zu ihrem Entsetzen hörte die arme Frau, daß die Base die Kinder bei der Flucht verloren habe und nichts von ihrem Verbleib wisse. Nur daß ihr Mann im Schützengraben gegen die Russen kämpfe und seine Adresse erfuhre sie in ihrer Heimat. Furchtbare Tage hatte die arme Mutter in der Ungewißheit um das Schicksal ihrer beiden Kleinen durchlebt, bis sie von ihrem Mann endlich auf ihre Anfrage die Nachricht erhielt, daß es den Kindern gut ginge, und wo sie sich befänden. Sie hatte sich sofort wieder aufgesetzt und war nach Danzig gefahren, um zuerst ihr Töchterchen wiederzusehen. Doch vergebens. Von Professor Kruse erfuhre sie, daß die Kleine ebenfalls auf Gut Tiemendorf wäre, und wie das Schicksal des Kindes sich gewandt habe. Nun sei sie gekommen, um nur einen Blick auf die geliebten Kinder zu werfen. Dann wollte sie wieder fort und sich durch ihrer Hände Arbeit den Lebensunterhalt schaffen.

Berührt hatten die Umsitzenden dem schlichten Bericht gelauscht.

„Nein, Frau Kaschuba,“ sagte Frau von Breskow mit Tränen in den Augen, „die Mutter hat die ersten Rechte an den Kindern. Ich sowohl, wie meine Schwester, wir treten selbstverständlich jetzt zurück, wenn es uns auch schwer ankommt.“

„Ich danke Ihnen, gnädige Frau, für all die Liebe, die Sie meinen heimatlosen Kindern haben zukommen lassen. Aber es wäre ein Unrecht von mir, wollte ich ihr Schicksal an mein armeliges Dasein ketten. Um unser Hab und Gut sind wir gekommen. Unser Häuschen und unsere Felder sind verwüstet. Ich weiß

noch nicht, wie ich mich selbst durchs Leben schlage. Da ist es das Beste, ich überlasse die Kinder auch fernerhin Ihrer Güte, wenn Sie meine Kleinen behalten wollen. Ich wäre eine schlechte Mutter, würde ich sie aus dem sicheren Leben hier hinaus in mein Ringen ums tägliche Brot reißen.“ Noch bleicher als zuvor war Frau Raschuba. Man sah ihr an, wie schwer ihr diese entsagungsvollen Worte wurden.

Da aber rief Annedore, daß es laut durchs Zimmer schallte: „Nein — nein — ich bleibe bei meinem Muttchen! Ich will kein Komteßchen sein und in einer feinen Villa wohnen, wenn mein Muttchen arm und allein ist. Lieber will ich auch nur trockenes Brot essen, wenn ich bloß wieder bei meinem Muttchen sein kann!“ Alle sahen auf das „Glückskind“, das in kindlicher Liebe ein Leben in Armut dem Reichtum vorzog.

Hanni sprach nicht. Nur seine großen Augen redeten. Und in denen konnte man es deutlich lesen, daß er ebenfalls wie seine Schwester dachte.

„Frau Raschuba“, nahm da die Gutsherrin das Wort. „Sie haben gesprochen, wie nur eine Mutter es vermag, die selbstlos an nichts anderes, als an das Wohl ihrer Kinder denkt. Aber Sie haben genug Opfer gebracht. Ihre Kinder, Ihr höchstes Gut, sollen Ihnen nicht auch noch genommen werden. Königliche Hoheit hat dem kleinen Hans zur Belohnung für seine mutige Tat eine namhafte Summe zum Wiederaufbau seines Vaterhauses ausgesetzt. Und bis das Haus fertig ist, bleiben Sie mit Ihren Kindern hier auf Tiemendorf. Ich kann jetzt im Krieg, wo mein Mann fort ist, eine tüchtige Kraft, die in der Landwirtschaft Beschheid weiß, gut gebrauchen. Schlagen Sie ein!“ Sie reichte ihr die Hand hin, und Tränen der Dankbarkeit perlten darauf aus Frau Raschubas Augen.

Da zwang auch Gräfin Maria das selbstliche Weh in ihrer

Brust zurück. „Um Ihr Töchterchen machen Sie sich keine Sorgen, Frau Raschuba“, sagte sie leise. „Für die kleine Annedore Sorge ich, auch wenn sie nicht in meinem Hause ist. Denn ich habe das warmherzige Kind lieb gewonnen.“

„Ich besuche dich, Tante Maria, so oft du willst, komme ich zu dir“, versprach Annedore eifrig.

Da lächelte Tante Maria wieder.

Annedore aber dachte: „Jetzt erst bin ich ein richtiges Glückskind, weil ich bei meinem Muttchen bleiben darf!“ — — — —

— — — — —
— — — — —
— — — — —
— — — — —

In einem Dorfe nahe der russischen Grenze steht ein nagelneues, weißes Häuschen mit lustigem roten Ziegeldach und grünen Fensterläden. Dort wohnen glückliche Menschen. Sie haben nur den einen Wunsch, daß der böse Krieg erst zu Ende und auch ihr Vater wieder bei ihnen sein möge.

Die beiden Flüchtlingskinder haben ihre Heimat wieder gefunden.

